

St o



ZU GELDSPIELAUTOMATEN
AUSSERHALB VON CASINOS

AM 13. JUNI 2021

Nein zu Geldspielautomaten, weil den Schwächsten mit diesen Automaten noch das letzte Geld aus dem Sack gezogen wird.

Hans-Peter Amrein, Kantonsrat

Im Gespräch
**Zwei Linke,
zwei Rezepte
zum Verdichten**
S. 12 – 13

Rahmenabkommen
**«Im Grundsatz
eine gute Lösung»**
S. 03, 06

«Age on Stage»
**Frau Künstlerin
hat da noch ein
paar Fragen**
S. 14



Visualisierung Atelier Arpagaus Sommer Zarn

Macht-Wissen, EU/Schweiz & viel Beuys

Samstag, 8. Mai

8.30 SWR: «**Die Macht ...**» Heute eine erste Folge der neuen Wissen-Serie. Wer hat die Macht? Der Papst, die Bundeskanzlerin, «der alte weisse Mann» – oder doch der Aktienkurs? In der zehnteiligen Reihe, die auch als Podcast verfügbar sein wird, befasst sich SWR 2 Kultur im deutschen «Superwahljahr» mit Machtfragen in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, in jedem Einzelnen. Wer hat (noch) Macht? Was zeichnet Machtmenschen aus? Und wie verändern sich Machtverhältnisse? Kilian Pfeffer fragt zum Start nach der Macht der Politik. In einer Woche zur gleichen Zeit von Silvia Plahl: «Die Macht und ihr Missbrauch.»

9.00 DLF: «**Kalenderblatt.**» Vor 75 Jahren: Friedensmesse in Leipzig eröffnet.

10.00 DLF: «**Klassik, Pop et cetera.**» Heute mit der Lyrikerin Kerstin Preiwuss.

11.00 DLF: «**Von aussen betrachtet.**» Die Europäische Union und ihre Nachbarn. In der Reportage-Reihe Gesichter Europas sollen vor dem am 9. Mai begangenen Europatag «andere» zu Wort kommen, um die Lage der Union einzuschätzen: aus der Schweiz, Grossbritannien, der Ukraine oder Serbien. «Ein Blick, der nicht selten von Sehnsucht geprägt, aber durch Enttäuschungen getrübt wurde.» Dies eine Formulierung aus der Vorschau. SRF 2 wiederholt die «Musik für einen Gast» mit Peter Probst, Drehbuchautor.

17.00 SWR: «**Zeitgenossinnen.**» Anja Rützel, Journalistin.

20.00 SRF 2: «**Hier ist noch alles möglich.**» Hörspiel nach dem Roman von Gianna Molinari. Da soll sich ein Wolf auf dem Fabrikgelände herumtreiben. Das erfährt die junge Nachtwächterin gleich zu Beginn, als sie den Job anfängt. Und sie soll ihn fangen ... Der zweite Teil wird erst in einer Woche zu hören sein. Parallel wird beim DLF der «Roman eines Schicksallosen» von Imre Kertész in der Hörspielfassung von Valerie Stiegele wiederholt. Erzählt wird da die Geschichte eines Budapester Jungen, der 1944 aus einem Autobus geholt und nach Auschwitz verschleppt wurde – eine Geschichte, die auch seine eigene ist. «Ich vertraue darauf, dass die Moral des Lesers durch die scheinbar unmoralischen kalten Zeilen des Buches verletzt wird. Dass er sich darüber empört, dass sich der Ich-Erzähler eben nicht empört, sondern scheinbar alles kluglos hinnimmt.»

21.00 SRF 2: «**Trompeter im Wald.**» Klangkünstler Werner Hasler in «Musik unserer Zeit».

22.00 SWR: «**The History of Jazz.**» Karsten Mützelfeldt porträtiert die Pianistin und Komponistin Mary Lou Williams. Nicht nur «Wegbereiterin der Gleichberechtigung von Frauen im Jazz», auch «ihr Leben lang sozial engagiert». Danach ist hier in der «Spätvorstellung» ein Mitschnitt von der diesjährigen Verleihung des Deutschen Kleinkunstpreises eingeplant. Mit einem Ehrenpreis für «unseren» Emil.

23.00 DLF: «**Unter seinem Hut ist Utopia.**» Eine Lange Nacht über Joseph Beuys. Gestaltet von Berit Hempel. Schamane, Scharlatan, Vordenker? Den drei Stunden werden im Umfeld des 100. Geburtstags vom 12. Mai viele weitere folgen!

Sonntag, 9. Mai

8.30 SWR: «**Endlich wird sie aufgearbeitet.**» Ein Aula-Gespräch mit Andreas Eckert zur deutschen Kolonialgeschichte. Und bei SRF 2 ein Perspektiven-Beitrag von Léa Burger: «Die Vulva der Gottesmutter.» Marias Jungfräulichkeit sowie ihre Asexualität sorgten immer wieder für Diskussionen, insbesondere unter Kirchenvätern ...

9.30 DLF: «**Die Krise des Liberalismus.**» Populismus als Symptom eines politischen Paradigmenwechsels. Wolfgang Schiller im Gespräch mit dem Soziologen Andreas Reckwitz.

11.00 und 20.00 SRF 2: «**Die Kinder hören Pink Floyd**» von Alexander Gorkow. Buch-Gespräch. Politische und musikalische Elemente der (west)deutschen 70er-Jahre romanhaft verwoben.



12.40 SRF 2: «**Musik für einen Gast.**» Boris Previsic, Kulturwissenschaftler. Der professionelle Flötist konnte sich ein Leben als Orchestermusiker nicht vorstellen. Aufgewachsen auf einem der ersten Biobauernhöfe im Kanton Zürich, zog es den Schweizer mit kroatischen Wurzeln an Sehnsuchtsorte im Balkan, in die Berge. Jetzt leitet er in Luzern das Institut der Kulturen der Alpen, setzt sich aktiv für den Klimaschutz ein.

13.30 DLF: «**Zwischentöne.**» Musik und Fragen zur Person. Annett Gröschner, Schriftstellerin, mit dem Grossen Kunstpreis der Stadt Berlin ausgezeichnet.

14.00 SWR: «**Do semmer jetzt.**» Mitten im Leben. 40 Jahre Theater Lindenhof in Melchingen.

Feature von Peter Binder, Pia Fruth und Luca Zahn.



15.00 SRF 2: «**Aus Liebe zum Jazz.**» Reprise einer Passage von Annina Salis. Wiederholt zum 80. Geburtstag von Irène Schweizer. Sie verliebte sich mit 12 Jahren in den Jazz, als sie eine Studentenband proben hörte, im Schaffhauser Gasthof, in dem sie aufwuchs. «Seither erobert sie diese Musik mit kompromisslosem Einsatz.»

16.30 DLF: «**Küste oder Wüste.**» Woher kommt der grüne Wasserstoff? Frank Grotelüschen in Forschung aktuell.

18.20 SWR: «**Als ich im Sterben lag.**» Ein dreiteiliges Hörspiel nach dem Roman von William Faulkner. Weiter geht es am 13. und 16. Mai zur gleichen Zeit.

20.00 DLF: «**Ich höre die Bäume.**» Klang und Musik bei Joseph Beuys. Feature von Michael Arntz.

22.00 SWR: «**Lebensfreude und Melancholie.**» Die sizilianische Sängerin Etta Scollo. Musikpassage von Regine Igel.

Montag, 10. Mai

8.30 SWR: «**Mit Ernährung das Klima retten?**» Jeanette Schindler fragt, was Verbraucher tun können. Ob wohl, merkt der Radio-Tipper an, die Verbraucherin auch diesen Begriff hinterfragt, der schon in der Ankündigung nervt?

14.00 SRF 1: «**Schnee us Chloete**» von Thomas Küng und Fritz Zaugg. Der zweite Teil des ersten Musik-Krimis aus Zürich.

15.00 SWR: «**Mutters Tag.**» Michael Sollorz über Besuche bei einer alten Frau.

19.15 DLF: «**Andruck.**» Das Magazin für Politische Literatur. Immer montags!

22.00 SWR: «**Von der Behebung des Kreises.**» Oder: Wie man sich davonkommt (vielleicht). Essay von Gloria Freitag. Ausgangspunkt sei eine Debatte, in der es um den vermeintlichen Antisemitismus eines afrikanischen Intellektuellen ging, der als Redner von der Ruhrtrienale eingeladen wurde. Danach in der JetztMusik: «Auf der Tonspur.» Thomas Groetz über neue Musik und Film.

Dienstag, 11. Mai

8.30 SWR: «**Das Geschäft mit der Angst.**» Gerhard Klas über Sicherheitsdienste.

15.00 SWR: «**Eine Tochter und ihr geheimnisvoller Vater.**» Klaus Schirmer zum Doppelleben eines DDR-Agenten.



19.15 DLF: «**Pflegenotstand.**» Von der Ökonomie des Sozialen. Zu gegebenem (Corona-)Anlass wird hier ein Feature von Leonhard Koppelman und Robert Steudtner aus dem Jahre 2008 wiederholt.

20.00 DLF: «**Verborgene Blätter.**» Geschichten vom falschen Leben im richtigen. Michael Langner über den Rückzug des Raul Vaneigem.

22.00 SWR: «**Badischer Revolutionär.**» Literaturgespräch zu einer neuen Biografie über den Freiheitsdichter Georg Herwegh. Und beim DLF wird die Pianistin Tatjana Geringas porträtiert: «Eine musikalische Jugend in der UdSSR.»

Mittwoch, 12. Mai

8.30 SWR: «**Revolutionär der Kunst.**» Simone Reber über Joseph Beuys.

15.00 SWR: «**Die Warenwerte und die wahren Werte.**» Klaus Staeck erklärt Joseph Beuys.

20.00 DLF: «**Rufer in der Trümmervüste.**» Michael Reitz über den Dichter Wolfgang Borchert. Parallel bei SRF 1: «Homeschooling – ein Jahr danach.» Spoken-Word-Rückblenden im Spasspartout. Und bei SRF 2: Laure M. Hiendl in «Musik unserer Zeit».

20.30 DLF: «**Vom Aufstehen.**» Der zweite Teil der Lesung von Helga Schubert.

21.00 DLF: «**Chanson und Wahnsinn.**» Thomas Pigor zum 65. – eine Hommage von Michael Lohse.

22.00 SWR: «**Mit dem Rücken zur Wand.**» Armenien nach dem verlorenen Krieg um Bergkarabach. Feature von Daniel Guthmann.

Donnerstag, 13. Mai

8.30 SWR: «**Zurück zur beseelten Natur.**» Andreas Weber plä-

diert in der Aula als Biologe und Philosoph für einen Perspektivwechsel. Und bei SRF 2 wird zu Auffahrt gefragt: «Wie politisch darf und muss Religion sein?» Zudem beim DLF: «Schaffen wir das?» Simon Berninger über die Kirchen und die Flüchtlingspolitik.

9.30 DLF: «**Kunst und Klima.**» Die Fotografin Barbara Dombrowski im Gespräch mit Pascal Fischer.

15.00 und 22.00 SWR: «**Ehrliche Reue?**» Mein Nazi-Grossvater und seine Umkehr. Recherche von Kilian Pfeffer.

15.30 DLF: «**DAB+.**» Annika Schneider und Stefan Fries über den langen Weg vom Ladenhüter zum Radiostandard.

16.00 SRF 2: «**Einmal nur fürs Ohr.**» Filmmusik aus der Schweiz.

16.30 DLF: «**Das grosse Gemetzeln.**» Wie rational muss Artenschutz sein? Claudia Doyle und Mathias Tertilt in Forschung aktuell.

17.00 SWR: «**Zeitgenossen.**» Edgar Reitz, Filmemacher.

Freitag, 14. Mai

8.30 SWR: «**Grenzverletzer.**» Silke Merten über gescheiterte Fluchten aus der DDR.

20.00 DLF: «**Die Welt tritt mir täglich zu nahe.**» Burkhard Reinartz porträtiert die deutsch-ungarische Schriftstellerin Terézia Mora. Parallel bei SRF 1: «Häwy Müesli für de Musil» von Thomas Küng und Fritz Zaugg. Heute der zweite Teil der Reprise. Und bei SRF 2 wird in der Passage die Ehrung des Kabarettisten Joachim Rittmeyer beim «Salzburger Stier 2021» vorgefeiert.

22.00 SWR: «**Respekt.**» ARD-Radio-Tatort-Krimi von Erhard Schmied. Flüchtlings-Café, eine Tote und Politik am rechten Rand.

0.05 DLF: «**Der Tod des Reinhard Kunelka.**» Hörspiel von Hans Siebe. 1976 beim Rundfunk der DDR produziert, mit Bezug zum ZDF-«Aktzeichen XY ... ungelöst», und hier als Exempel der Propaganda im Kalten Krieg präsentiert.

DLF/Deutschlandfunk – 100,6 und 105,1 MHz. SWR/Südwestrundfunk 2 – 90,4 und 97,9 MHz auf UKW sowie in digitalen Kanälen und Netzen. Zudem sind die meisten Sendungen auch im Podcast-Angebot.

«Raus aus den Berner Hinterzimmern»

Eine Gruppe prominenter SP-Persönlichkeiten ruft zu einer europapolitischen Diskussion in Hinblick auf das Rahmenabkommen auf. Mitunterzeichner Markus Notter erklärt im Gespräch mit Roxane Steiger, welche Rolle die SP in der Europapolitik hat und wieso sich der Lohnschutz mit einem Rahmenabkommen langfristig besser sichern lässt.

Markus Notter, Sie haben letzte Woche einen Aufruf an das SP-Präsidium mitunterzeichnet. Darin rufen Sie zu einer europapolitischen Diskussion innerhalb der SP auf. Wieso?

Wir sind der Meinung, dass diese Diskussion bisher nicht intensiv genug geführt wurde. Insbesondere wird keine europapolitische Gesamtbeurteilung in Hinblick auf das Rahmenabkommen vorgenommen. Der Fokus richtet sich einseitig auf wenige Problembereiche. Gleichzeitig befinden wir uns vor einer europapolitischen Weichenstellung, die die Schweiz auf lange Zeit hinaus prägen wird.

Prominente Persönlichkeiten der SP unterschreiben den Aufruf. Wieso ist diese Stimme in der Diskussion untervertreten?

Viele haben sich nicht getraut, sich in Widerspruch zu den Gewerkschaften zu begeben. Nachdem unser Aufruf publiziert wurde, haben sich viele Leute bei uns gemeldet. Sie erachten den Lohnschutz als wichtig, ziehen aber weitere Aspekte des Rahmenabkommens in Betracht. Viele sind Mitglied der SP, weil unsere Partei international ausgerichtet ist und sich zur europäischen Integration bekennt.

Im Gegensatz zu den Gewerkschaften glauben Sie, dass der Lohnschutz mit dem Rahmenabkommen wirksam bleibt und sich langfristig besser sichern lässt. Wie kommen Sie zu diesem Schluss?

Die Argumentation der Gewerkschaften müsste zu Ende gedacht zur Neuverhandlung oder Kündigung des Freizügigkeitsabkommens führen. Sie ignorieren nämlich, dass im geltenden Freizügigkeitsabkommen ein rechtlicher Rahmen für die flankierenden Massnahmen der Schweiz geschaffen wurde. Es gibt in diesem Rahmen keine nur nationalen flankierenden Massnahmen. Sie sind eingebettet in das EU-Recht. Der Lohnschutz steht unter dem Vorbehalt des Diskriminierungsverbots und des Verhältnismässigkeitsgebots. Es ist bestritten, ob sich alle Massnahmen innerhalb dieser Vorgaben bewegen. Ein Beispiel: die Acht-Tage-Regelung könnte vor Bundesgericht angefochten werden. Es gibt Rechtsgutachten, die diese Regelung als Widerspruch zum geltenden Freizügigkeitsabkommen beurteilen. Mit dem Rahmenabkommen würden immerhin vier Tage Voranmelde-

frist gesichert. Zudem gibt es eine Palette an innerstaatlichen Massnahmen, die nicht vom EU-Recht tangiert sind. Hier könnte man den Lohnschutz auch verbessern, zum Beispiel indem man die Mindestlöhne heraufsetzt.

Cédric Wermuth äusserte letzte Woche im «10 vor 10», dass er sich von bürgerlichen Drohungen wie Steuerenkungen und Angriffen auf die flankierenden Massnahmen nicht beeindruckend lasse. Der Lohnschutz sei eine europäische Frage. Er kämpfe nicht gegen Europa, sondern für eine Verbesserung des sozialen Europas. Wie sehen Sie das?

Wenn der Lohnschutz als europäische Frage betrachtet wird, müsste man sich am europäischen Recht orientieren. Die Forderung, dass der Lohnschutz nationalisiert werden muss, ist ein Widerspruch in sich. Cédric erkennt die Situation völlig, wenn er meint, dass wir gegen diese bürgerlichen Forderungen eine Mehrheit finden werden. Die flankierenden Massnahmen sind von den bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der SVP und den Arbeitgeberorganisationen und Wirtschaftsverbänden contre-coeur akzeptiert worden. Man brauchte die SP für eine europapolitische Mehrheit im Parlament. Wenn sich die SP fundamental gegen ein Rahmenabkommen stellt, nimmt sie sich aus dem Spiel. Ohne Rahmenabkommen ist aber die SVP wieder dabei. Mit ihr werden sich Mehrheiten finden für die Verschlechterung der sozialen Bedingungen unter dem Titel «Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit».

Mit Fortschritten beim Lohnschutz würden die SP und die Grünen das Abkommen wahrscheinlich unterstützen. Die Grünen schlagen vor, mit der EU über eine Steuerharmonisierung zu verhandeln und so im Gegenzug den Lohnschutz im Rahmenabkommen zu sichern. Was halten Sie davon?

Das halte ich nicht für realistisch. Der Lohnschutz wird durch das Rahmenabkommen gerade nicht zerstört. Die EU will aber verhindern, dass unter dem Deckmantel des Lohnschutzes Gewerbeschutz betrieben wird – also Diskriminierung. Übertriebene Voranmeldefristen haben auch eine Abhalte-Wirkung. Es darf nicht sein, dass bürokratische Hindernisse verunmöglichen, sich für Aufträge in der Schweiz zu

«Wenn man den Vertrag in einer offenen Diskussion präsentiert und die Leute unvoreingenommen an das Thema herangehen würden, liesse sich eine Mehrheit finden.»

Markus Notter



«Der Vertrag ist wesentlich besser, als er schlechtgeredet wurde»: Alt-Regierungsrat Markus Notter. zvg

bewerben. Die EU wird Diskriminierung nicht zulassen, um Zugeständnisse in einem anderen Dossier zu erhalten. Es geht um das Funktionieren der Personenfreizügigkeit und der damit verbundenen Dienstleistungsfreiheit. Die Bedingungen sind aber klar: Es gilt gleicher Lohn für gleiche Arbeit am gleichen Ort.

Hat das Rahmenabkommen noch eine Chance? Wie kann die SP dazu beitragen?

Der Vertrag ist wesentlich besser, als er schlechtgeredet wurde. Ich bin überzeugt: Wenn man den Vertrag in einer offenen Diskussion präsentiert und die Leute unvoreingenommen an das Thema herangehen würden, liesse sich eine Mehrheit finden. Darum gebe ich dem Abkommen noch eine Chance. Das Problem liegt in den Berner Hinterzimmern, in denen alles lahmgelegt wurde. Die Forderung müsste lauten: raus aus den Hinterzimmern und kein europapolitisches Desaster am Volk vorbei!

Ich frage mich, ob die SP eine Gesamtbeurteilung vorgenommen hat von dem, was alles auf dem Spiel steht. Das gesamte parteiinterne Know-how müsste für einen Kassensturz zusammengekommen werden. Was ist auf der Soll-, was auf der Haben-Seite? Wenn wir Bilanz ziehen, müssen wir uns fragen, ob wir uns das wirklich leisten wollen, oder ob das Rahmenabkommen im Grundsatz eine gute Lösung für die Schweiz ist.

Seine Arbeit gemacht

Roman Schmid (SVP) hatte seinen letzten Auftritt als Kantonsratspräsident, Benno Scherrer (GLP) seinen ersten, und den sehr erfahrenen Bock ergänzen Esther Guyer (Grüne) und Ruedi Lais (SP). Ein kurzer Rückblick.

Koni Loepfe

Anfang Mai wechselt das Präsidium des Kantonsrats und alle Jahre ist dies mit Reden verbunden. Wobei Corona für eine Vermehrung sorgt. Normalerweise hält der abtretende Präsident eine kurze Rede und erhält einen kurzen Dank, und der Neue sagt ein paar Worte, wie er sich seine Arbeit wünscht. Die restlichen Reden – typisch die launische Rede (der neue Ratspräsident als Fels in der Brandung, seine GLP als besserwisserische Teenagerbande) der neuen Regierungspräsidentin Jacqueline Fehr (sie gehört zu den UnterschreiberInnen des EU-Briefs an die SP-Parteileitung, siehe Interview Seite 3 mit Markus Notter) – werden an der Feier des neuen Ratspräsidiums gehalten. Da feiern immer noch verboten ist, reden aber unter Einhaltung von Schutzkonzepten immer noch erlaubt ist, wurden alle während der Ratssitzung gehalten.

Roman Schmid war sozusagen nur ein halber Kantonsratspräsident, was er ausgesprochen bedauert. Seine Auftritte ausserhalb der Ratsleitung beschränkten sich auf ein paar Videobotschaften. Da er sich dafür Zeit reserviert hatte und vom Arbeitgeber auch erhielt, profitierten vor allem seine Kinder von den abgesagten Auftritten. Dazu gab die Führung des Rates mehr als normal zu tun. Corona warf immer wieder alles durcheinander; statt wie vorgesehen persönliche Vorstösse und Initiativen abzubauen, befasste sich der Rat mit dringlichen Postulaten (fast immer zu Corona) und mit den Härtefallprogrammen.

In dieser Beziehung verdienen Roman Schmid und der Kantonsrat ein Kompliment. Selbstverständlich wurden sie wie alle andern von Corona überrascht und kamen zu Beginn (noch unter der Leitung von Dieter Kläy) ziemlich ins Rotieren. Aber sie fanden den Tritt, hielten mehr Sitzungen als normal ab und diese dauerten erst noch länger und kannten keine Pausen. Örtlich in zwei Hallen der Züspa, mit Masken und einem neuem Reglement, das den fraktionslosen Hans-Peter Amrein benachteiligte, dagegen wehrte er sich kräftig und fast immer vergeblich. Roman Schmid behandelte seine Ordnungsanträge kommentarlos und freundlich, läutete konsequent alle ab, die ihre Redezeit überschritten. Und das waren wegen der Corona-Kurzdebatten viele, die im Eifer des Gefechts den Schluss von sich aus nicht fanden.



Das neue Kantonsratspräsidium (von links): Erste Vizepräsidentin Esther Guyer (Grüne), Präsident Benno Scherrer (GLP), zweiter Vizepräsident Ruedi Lais (SP). zvg

Der Kantonsrat trägt seinen Anteil daran, dass seit gut einem Monat die Klagen vor allem der Gastronomie leiser klingen, weil nun die Gelder für Härtefälle nicht nur theoretisch, sondern praktisch zu den Firmen fliesen. Vergleicht man die Arbeit des Kantonsrats mit jener der eidgenössischen Räte, liegen kleine Welten dazwischen. In Bern verliessen sie zunächst fluchtartig das Bundeshaus, und als sie sehr spät wieder tagten, behinderten sie vor allem den Bundesrat. Der Kantonsrat stritt zwar mitunter auch heftig, er knurrte den Regierungsrat auch an, aber er arrangierte sich fast immer rechtzeitig mit ihm und er beschloss die zentralen Hilfsmassnahmen für die Betroffenen einstimmig. Einzig die ziemlich theoretische Auseinandersetzung über die befristete Möglichkeit der Urnenabstimmung anstelle von Gemeindeversammlungen führte zu einer mehr als mühsamen Diskussion. Das war auch zu jener Zeit, als die Zürcher SVP pflichtschuldigst den Öffnungskurs aus Bern nachäffte. Sonst verhielt sich die SVP zwar nicht lammfromm, aber doch konstruktiver als in Bern. Sie trug ihren Teil zu den gemeinsamen Corona-Lösungen bei.

Neben Corona erledigte der Kantonsrat seine ganz normalen Aufgaben. Er beschloss – langfädig wie immer – ein langwei-

liges, aber vernünftiges Budget, stritt auch um Verteilung (mit Vorteilen für die Bürgerlichen), befasste sich mit Kinderbetreuung (hier steht eine grössere Debatte mit einer halbwegs fortschrittlichen Lösung noch bevor), mit Krankenkassen (Initiative der CVP), mit Familienzulagen (Initiative EDU), verabschiedete das Gesetz für die Sozialdetektive, befasste sich erstaunlich wenig mit Verkehr, dafür stritt er so erbittert wie immer über den Seeuferweg. Tiefergreifende Spuren hinterliess der Rat in der Umweltpolitik: Das neue Energiegesetz wird flankiert von einer deutlichen Erhöhung des Geldes für den Naturschutzfonds und einem neuen Jagdgesetz.

Der Kantonsrat hat – wie sein Präsident – insgesamt ein gutes Jahr hinter sich. Das macht ihn längst nicht immer spannend, sondern oft auch ermüdend, aber eben auch nützlich und unentbehrlich. Und manchmal auch kleinlich. Während die 103 Stimmen für Ruedi Lais (SP) als zweiten Vizepräsidenten so etwas wie einer Gepflogenheit entsprechen (wer viel austellt und mit griffigen Voten auffällt, erhält bei dieser Wahl meist nur die Stimmen der Eigenen), sind die 114 Stimmen für Esther Guyer (Grüne) als erste Vizepräsidentin etwas kleinkariert. Die 161 für Benno Scherrer (GLP) entsprechen einer guten Tradition.

Gummischrot als Souvenir

Am Rande einer unbewilligten 1. Mai-Demonstration hat die Stadtpolizei mehrere JournalistInnen an der Berichterstattung gehindert und verzeigt. Ein Interview zur Pressefreiheit in Zürich.

Simon Muster

Dieser regnerische 1. Mai wird das politische Zürich wohl noch für eine Weile beschäftigen. Just zwei Tage vor dem internationalen Tag der Pressefreiheit sind in Zürich mehrere JournalistInnen festgehalten worden, obwohl sie sich als Medienschaffende ausgewiesen haben. Einige wurden zudem verzeigt.

In einer denkwürdigen Reaktion auf die Vorwürfe liess die Stadtpolizei auf Twitter verlauten: «Wenn sich Journalistinnen und Journalisten nicht von den Demoteilnehmenden distanzieren und somit als Teil der Veranstaltung in Erscheinung treten, müssen sie damit rechnen, kontrolliert und auch verzeigt zu werden.»

In einem offenen Brief an die Sicherheitsvorsteherin Karin Rykart (Grüne) fordern der Zürcher Presseverein und die Gewerkschaft Impressum, dass alle Anzeigen gegen die Medienschaffenden zurückgezogen werden. «Die Anzeigen verletzen die Pressefreiheit und sind nicht durch das Prinzip der Verhältnismässigkeit legitimierbar.» Als Reaktion auf die Kritik hat Karin Rykart die betroffenen JournalistInnen zu einem persönlichen Gespräch eingeladen. Simon Jacoby, Chefredaktor von Tsüri.ch, ist einer davon.

Simon Jacoby, wie ist es dazu gekommen, dass Sie am 1. Mai mit den DemonstrantInnen eingekesselt wurden?

Ich war wie jedes Jahr am 1.-Mai-Umzug beim Helvetiaplatz. Als die Situation beim Stauffacher hitziger wurde, drängte mich die Polizei in eine Sackgasse.

Als ich auf meinem Handy die Zeit nachschauen wollte, schnauzte mich ein Polizist an, dass ich das besser sofort wieder wegstecken sollte. Ich gab mich als Journalist zu erkennen, aber sein Kollege entgegnete nur: «Wenn Sie Journalist sind, dann bin ich Putin.» Da half dann auch mein Presseausweis wenig: Drei Polizisten führten mich – meine Hände hinter dem Rücken – in den Kessel mit den DemonstrantInnen hinein. Die Stimmung dort war relativ gelangweilt, einige haben unter einem Hausdach Karten gespielt, andere

Lieder gesungen. Nach gut zwei Stunden wurde ich aus dem Kessel zu einem Zelt geführt, wo ich fotografiert und verzeigt wurde.

Welche Anzeige wurde gegen Sie erhoben?

Ursprünglich lautete die Anzeige auf Verstoss gegen die Covid-Verordnung und auf Teilnahme an einer unbewilligten Demonstration. Ausserdem wurde ich bis am 2. Mai vom ganzen Stadtgebiet weggewiesen, was schwierig umsetzbar ist, weil ich ja hier wohne. Wiederum habe ich dann meinen Presseausweis gezeigt, worauf der Beamte meinte, er mache ja nur seinen Job. Erst als der Einsatzleiter meinen Presseausweis sah, kam der Befehl, die Anzeige zurückzuziehen.

Hat das Verhalten der Stadtpolizei auf Sie als Journalist eine abschreckende Wirkung?

«Es ist wichtig, dass JournalistInnen nahe am Geschehen sind und nicht einfach das Narrativ der Stadtpolizei nacherzählen.»

Simon Jacoby, Chefredaktor Tsüri.ch

Nicht wirklich, nein. Es ist wichtig, dass JournalistInnen nahe am Geschehen sind und nicht einfach das Narrativ der Stadtpolizei nacherzählen. Die grosse Solidarität unter den Medienschaffenden hat mir zudem gezeigt, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Darum werde ich auch weiter über Polizeieinsätze berichten. Übrigens sammle ich da auch jeweils Gummischrot als Souvenirs ein. Aktuell bin ich bei zehn.

Trotzdem schreiben Sie nicht über diese 1. Mai-Demo. Wieso?

Dadurch, dass ich selber Teil der Geschichte geworden bin, ist es schwierig, meine Rolle als Journalist wahrzunehmen. Oder anders gesagt: Wäre ich nicht abgeführt und verzeigt worden, hätte ich sicher über die Vorkommnisse berichtet.

Wie beurteilen Sie die Reaktion der Stadtpolizei auf Ihre Vorwürfe?

Die Stadtpolizei offenbart ein höchst bedenkliches Demokratieverständnis. Hat die Stapo eine Kleidervorschrift, damit die PolizistInnen die JournalistInnen auch klar identi-



Am 1. Mai verzeigt und weggewiesen: Simon Jacoby, Chefredaktor von Tsüri.ch. Tsüri.ch / Elio Donauer

fizieren können? Eine absurde Haltung. JournalistInnen müssen frei berichten und sich ohne Einschränkung bewegen können. Dass nicht einmal die Medienstelle der Stapo diese Grundhaltung vertritt, ist besorgniserregend.

Wie steht es um die Pressefreiheit in der Stadt Zürich?

Grundsätzlich kann ich mich als Journalist in der Stadt Zürich frei bewegen. In den meisten Fällen bekomme ich auf meine Fragen Antworten, auch wenn diese manchmal etwas geschwurbelt daherkommen. Nur im Zusammenhang mit Polizeieinsätzen erlebe ich immer wieder Einschränkungen in meiner Arbeit.

Sind Sie optimistisch, dass die Kritik etwas daran ändern wird?

Überhaupt nicht. Es hat sich ja auch nicht geändert, als ein Polizist am 6. März einer am Boden liegenden feministischen Demonstrantin ins Gesicht schlug. Die Probleme bei der Stadtpolizei sind seit Jahren bekannt. Natürlich hoffe ich, dass die Vorkommnisse vom 1. Mai und der offene Brief des Zürcher Pressevereins an Stadträtin Rykart die Politik aufrüttelt, aber ich bin wenig optimistisch, dass sich bei der Stadtpolizei so schnell etwas ändert.

WEINKOLUMNE VON BARBARA MAEY

Savoir-vivre



Jetzt ist sie da, die Rosé-Saison! Natürlich kann man Rosé das ganze Jahr trinken, aber ein zartfruchtiger Rosé mit einer knackigen Säure ist ein besonderer Genuss an warmen, sonnigen Tagen. Und irgendwie steckt doch in einem Glas gutem Rosé auch ein Lebensgefühl: gemütliches Beisammensitzen unter dem Blätterdach eines grossen Baumes, ein Apéro auf der sonnigen Terrasse: Savoir-vivre!

Rosé wird aus Rotweitrauben gemacht, von deren Schalen er die rosa Farbe hat. Aber wie beim Weisswein wird nur der Saft vergoren. Es gibt drei Verfahren: beim Saignée-Verfahren werden die Trauben nur angequetscht und der ausblutende Saft wird aufgefangen (daher der Name), oder ein Teil des Saftes (10 – 20 Prozent) wird aus dem Tank abgezogen und fermentiert. Aus dem im Tank verbleibenden Rest entsteht ein kräftigerer Rotwein. Bei der Direktpressung werden die Beeren gleich nach dem Entrappen langsam ausgepresst, dabei wird etwas Farbstoff aus den Schalen gelöst und der Most wird zart-rosa. Bei der Mazeration schliesslich wird am Anfang verfahren wie beim Rotwein: Nach dem Quetschen der Trauben folgt eine Maischestandzeit, das heisst der Most bleibt mit den Schalen und Kernen liegen und extrahiert Aromen, Farb- und Gerbstoffe. Beim Rotwein dauert das einige Tage bis einige Wochen, beim Rosé einige Minuten bis einige Stunden. Die Gärung erfolgt nach dem Abpressen, während der Rotwein auf der Maische fermentiert.

Das Mischen von Rot- und Weisswein ist in Europa nur in zwei Fällen erlaubt: bei der Herstellung von Champagner und beim Schillerwein, der beispielsweise im Bündnerland gemacht wird. Beim Schiller müssen die roten und die weissen Trauben in der gleichen Parzelle wachsen, zusammen geerntet und zu Wein verarbeitet werden. Rosé ist ein guter Essbegleiter: Zu einem Apéro riche etwa passt er hervorragend. Ebenso zu fetthaltigen Speisen wie Salami oder Rohschinken, zu nicht allzu rezenten Käsespeisen, Salaten, hellem Fleisch, Geflügel, ja auch zu einer Bratwurst vom Grill oder einem Wiener Schnitzel, zu grünem Spargel ... So kommen Sie durch den Sommer!

Barbara Maey führt eine Weinhandlung in Zürich. barbara@laterroiriste.ch

FORUM

LeserInnenbriefe zum Leitartikel «Raus aus der Geiselhaft» von Koni Loepe im P.S. vom 30. April

«Raus aus der Geiselhaft»

Da hat mir doch Koni Loepe einmal mehr aus der Seele geschrieben. Am genauesten trifft die Bemerkung zu, «dass die SP-Führung (die alte wie die neue) den Gewerkschaften nachhöselet» ...

In der Europa-Diskussion haben die Medien die SP schon länger abgeschrieben, denn mit Ausnahme von Einzelkämpfern wie etwa Eric Nussbaumer ist in der SP tote Hose. Wie Koni schrieb, waren wir doch lange Zeit die Partei der Öffnung gegenüber der EU. Inzwischen ist diese Organisation weder besser noch schlechter geworden, aber wir sind trotzdem seit jeher als Land, als Gesellschaft und als Wirtschaftsstandort auf gute Beziehungen zu unseren gesamten Umländern angewiesen.

Was mich immer wieder erschüttert, ist die Behauptung, unser Land sei ja sooo souverän. X-mal haben wir im Parlament Vorlagen des «autonomen Nachvollzugs» durchgewunken. Aber bei der Erarbeitung dieser Vorlagen war die Schweiz nie dabei, denn, ist ja logisch, als Nichtmitglied hat man kein Mitspracherecht.

Für den Lohnschutz – das hoffe ich weiterhin – werden die Gewerkschaften ihre Aufgabe erfüllen. Das heisst aber noch lange nicht, dass man das Kind mit dem Bad ausschütten muss. Ein – nicht DAS – Rahmenabkommen ist für die Schweiz unumgänglich, wenn wir unsere Beziehungen zur EU weiter entwickeln wollen.

Bitte, SP, setz dich autonom (!) dafür ein, dass das Parlament an einem tragbaren Rahmenabkommen mitarbeitet, an dem das Volk das letzte Wort haben soll.

Ursula Mauch,
Oberlunkhofen

Genau meine Meinung

Es ist sonst nicht meine Art, Leserbriefe zu schreiben, aber Koni Loepe trifft mit seinem Artikel «Raus aus der Geiselhaft» genau meine Meinung zum Thema SP und Rahmenabkommen. Auch ich bin der Meinung, dass die Schweiz aus verschiedenen Gründen ein Rahmenabkommen mit der EU braucht. Es ist beschämend zu sehen, wie die SP Angst hat vor der SVP und sich von den Gewerkschaften in eine Nebenrolle drängen lässt, indem sie deren Argumente nachbetet. Dabei ist die Partei mit dem aktuellen Präsidium gut aufgestellt und müsste sich eigentlich nicht verstecken. An nötigem Fachwissen, wenn es darum geht zu formulieren, was es braucht, um die Situation der ansässigen Arbeitnehmer/ Einwohner zu schützen, ja zu verbessern, fehlt es auch nicht. Die Mitglieder werden ein Rahmenabkommen unterstützen, wenn ein schlüssiger Weg zu «flankierenden» innenpolitischer Massnahmen dazu sichtbar gemacht wird. Hans Schürmann, Oberglatt, SP-Mitglied

Teuflich genial

Lieber Koni, danke für deine guten und weisen Worte. Aber deinen Rat befolgen wir besser nicht, denn in der «Geiselhaft» lebt es sich momentan als politische Bewegung ausgesprochen gut. Sie entlastet uns von Verantwortung und verleiht moralische Überlegenheit. Deshalb ist unsere Position, nicht nur beim Dossier Rahmenabkommen, so teuflisch genial. Die «Geiseln» mögen wechseln – Gewerkschaften, Europäische Union, Viren, Umwelt etc. –, wichtig ist dabei nur, dass es uns gelingt, uns als «Bedrohte» zu inszenieren – und gleichzeitig unseren Wählerinnen und Wählern ein Gefühl von «Sicherheit» zu vermitteln. So gewinnt man Wahlen.

Wir mögen die epidemische «Bedrohungslage» nicht erfunden haben, aber sie kam uns zupasse. Endlich konnten wir aufzeigen, wie wertvoll unsere Werte für das Gemeinwesen sind. Mit gelebter Solidarität lassen sich auch epochale Krisen bewältigen! Und einige unter uns mögen auch heute noch glauben, dass das Virus uns aus dem Verwünschten, neoliberalen Korsett befreien wird. Geschenk! Die Gefahr liegt nicht bei den «Geiseln», sondern in unserer selbst gewählten «Haft». Für den Moment scheint die Strategie zwar aufzugehen, aber irgendwann müssen wir unsere lieb gewordenen Höhlen auch wieder verlassen und ans Licht treten. Sollten wir zumindest tun. Wenn nicht, könnte sich unser genialer Plan auch gegen uns selbst wenden – was bei Dürrenmatt wieder einmal nachzulesen wäre.

Marc Meyer, Zürich

Leserbrief zum 1. Mai

Noch viel aufzuholen

Das am 1. Mai keine Zeitungen erscheinen, wird als richtig und normal hingenommen. Richtig so. Was im Kanton Zürich als selbstverständlich gilt, wird zum Beispiel im Nachbaranton Aargau völlig anders geregelt. Da heisst es, «in Aarau kann man auch am 1. Mai einkaufen. Die Läden haben wie gewohnt geöffnet und heissen Sie herzlich willkommen». Noch beschämender wird der 1. Mai in Bern durchgeführt, da wird verkündet: «Der 1. Mai ist in Bern ein Arbeitstag – mit wenigen Ausnahmen». In den Nachbarländern Deutschland und Österreich ist der 1. Mai schon seit längerer Zeit gesetzlicher Feiertag. Ich meine, da der 1. Mai in der Schweiz nur in wenigen Kantonen als Feiertag gilt, sind wir wirklich rückständig. Für die Gewerkschaften und die Linksparteien ist da noch viel aufzuholen!

Max Bürgis, Wettingen

Leserbrief zum Forumsbeitrag «It's the ..., stupid!» im P.S. vom 23. April

Undifferenziert

Der Beitrag von Hartmuth Attenhofer zur Klimaerwärmung im P.S. Nr. 16/21 kommt mir undifferenziert, widersprüchlich, teilweise zynisch vor. An wen richtet sich seine Forderung, wonach wir (neue?) Leute in der Politik brauchen, die ihre Politik mutig und strategisch auf das Problem der Überbevölkerung ausrichten? Wie sollte das von der Schweiz aus gehen? Wer genau sind «wir mit unserer masslosen Vermehrung»? Wie bewirken wir von der Schweiz aus, dass «die Erde durch Geburtenkontrolle gerettet wird»?

Die Geburtenrate pro Frau liegt hier bei 1,5. Die Chancen auf ein würdiges Leben in Sicherheit sind immer noch hoch.

IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung
Auflage: 7047 Ex.
Herausgeber: P.S. Verlag,
Hohlstrasse 216, 8004 Zürich.
Druck: CH Media Print AG,
St. Gallen.

Redaktion: Min Li Marti (mlm.),
Tel. 044/241 07 60 (Politik),
Nicole Soland (nic.), Tel. 044/241
07 60 (Politik/Produktion),
Thierry Frochaux (froh.),
Tel. 044/240 44 25 (Kultur/
Produktion), Roxane Steiger
(rst).

Mitarbeit: Koni Loepfe (kl.), Tel.
044/241 06 70, Peter Weishaupt
(pw./Korrektorat), Hans Steiger
(haste), Hanspeter Guggenbühl
(hpg.), Tobias Gerosa (tg.), Arthur
Schäppi (as.), Hermann Koch
(hk.), Matthias Erzinger (me.),
Angela Bernetta (net).

Inserate/Abos:
Anna Hug, Tel. 044/241 07 60.

anzeigen@pszeitung.ch,
aboservice@pszeitung.ch,
redaktion@pszeitung.ch,
www.pszeitung.ch,
PC-Konto: 87-569389-2
Erscheint seit Februar 1999
wöchentlich

Abopreis: Fr. 230.-
(GönnerInnen: ab 300.-), enthält
10 x jährlich die Musikzeitung
LOOP. Separat-Abos: 33.-
www.loopzeitung.ch

Dass die Bevölkerung in der Schweiz zunimmt, hat mit der Migration von Menschen aus Krisengebieten (Krieg, Armut, Unterdrückung etc.) zu tun. Wenn wir unseren Wohlstand mit mehr Menschen teilen wollen, müssen wir uns automatisch einschränken.

Das Corona-Virus verbreitete sich durch «die hochmobilen Menschen». Aber die Prüfung unserer Lebens-, Essens-, Reise-gewohnheiten, der Erlass von CO₂-Gesetzen sind trotzdem nicht mehr als «Pflasterlipolitik zur Gewissensberuhigung»? Corona wäre die «Antwort der Natur auf die Überbevölkerung»? Und warum bitte tut die Natur dies – nach Überlegung des Autors – so ineffizient? Warum rafft sie nicht «die Frauen im gebärfähigen Alter» dahin, um wirksam «Platz zu schaffen»? Würde das Virus die Kindersterblichkeit markant erhöhen, wäre das ebenfalls effizient. Die Natur ist gewiss oft grausam, zynisch hingegen bloss der Mensch.

Nach meiner Ansicht dürften wir in der Schweiz bescheidener werden; in unseren Lebens- und Verbrauchsgewohnheiten wie in den Belehrungen an die Menschen in der Welt. Solange die Schweiz die Mittel hat, sollten in der Politik Grosszügigkeit und Pioniergeist mehr Gewicht haben als Selbstgerechtigkeit und Eigennutz.
Paul Gaus, Bassersdorf

IN KÜRZE

Korrigendum

In der Filmbesprechung zu «The United States vs. Billie Holiday» von letzter Woche ist es leider zu einer Verwechslung von Namen/Figuren gekommen. Lester Young wurde als einer ihrer Ehe-

gatten genannt, was falsch ist und umso bedauerlicher, als er ihr in der Realität ein lebenslanger echter Freund war. Wir bitten um Entschuldigung. froh.

Lätten-Referendum lanciert

Nun sollen die StimmbürgerInnen des Bezirks Horgen darüber entscheiden, ob im Grüengebiet Lätten östlich der Autobahn in Adliswil und hart an der Grenze zu Kilchberg und Zürich ein neues Gewerbe- und Wohnquartier hochgezogen werden darf oder nicht. Gegen die jüngst von der Zürcher Planungsgruppe Zimmerberg vorgenommene Revision des regionalen Richtplanes, mit der auch die planungsrechtlichen Grundlagen für die höchst umstrittene Grossüberbauung geschaffen werden sollte, ergreift die «IG schützt den Lätten» jetzt das Referendum. Noch heute Freitag soll mit der Unterschriftensammlung begonnen werden. Bringen die Gegner innert 60 Tagen mindestens 1000 gültige Unterschriften von Stimmberechtigten aus dem Bezirk Horgen zusammen, muss die gesamte Richtplanrevision, und damit auch der Eintrag zum Lätten, in allen neun Bezirksgemeinden der Urnenabstimmung unterbreitet werden. Die Vorlage gilt nur dann als angenommen, wenn ihr nicht nur eine Mehrheit der Stimmenden, sondern auch eine Mehrheit der Bezirksgemeinden zustimmt. as.

Wohnen im Alter


Die Stiftung Alterswohnungen (SAW) der Stadt Zürich richtet per Oktober ein neues Vermietungsportal ein. Darauf werden frei-

werdende Alterswohnungen laufend online ausgeschrieben. Doch sie sind ein rares Gut. «Die Nachfrage übersteigt das Angebot um ein Vielfaches und die Liste der Anmeldungen ist in den vergangenen Jahren stetig angewachsen», informiert die SAW in einer Medienmitteilung. Nun soll der Bewerbungsprozess über ein Online-Formular stattfinden. Ähnlich wie beim Vermietungsportal für städtische Liegenschaften wählt am Ende des Bewerbungsprozesses ein Zufallsgenerator jene Personen aus, die zur Wohnungsbesichtigung eingeladen werden. So soll sichergestellt werden, dass alle Interessierten dieselben Chancen haben, zur Wohnungsbesichtigung eingeladen zu werden. Ein freies Kontingent der freiwerdenden Alterswohnungen bleibt für Personen in Wohnnotlagen vorbehalten. Seit dem 1. Mai werden ausser von Personen in Wohnnotlagen keine Neuanmeldungen entgegengenommen, da freiwerdende Alterswohnungen bis zum Start des Vermietungsportals an bereits angemeldete Personen vergeben werden.rst.

Gerichtsurteil

Das Verwaltungsgericht beurteilt das Verbot von Kundgebungen mit über 15 Personen als verfassungswidrig. Der Regierungsrat beschloss am 19. März, das in der über Massnahmen zur Bekämpfung der Covid-19-Epidemie enthaltene Verbot von Kundgebungen im öffentlichen Raum mit mehr als 15 Personen um einen Monat zu verlängern. Dagegen erhoben neun Personen, bestehend aus Mitgliedern von AL, Grünen, SP, PdA, VPOD, Klimastreik, feministischem Streikkomitee, Niunamenos und dem 1. Mai-Komitee Beschwerde beim Verwaltungsgericht. Das Gericht hiess die Beschwerde gut und stellt fest, dass die Beschränkung der zulässigen Teilnehmerzahl bei Kundgebungen auf 15 Personen nicht mit übergeordnetem Recht vereinbar ist, wie seiner Medienmitteilung vom Donnerstag zu entnehmen ist. AL, Grüne und SP der Stadt Zürich verlangen in einer gemeinsamen Mitteilung, dass der Regierungsrat nun im Hinblick auf künftige Anlässe wie den 14. Juni Anpassungen vornimmt. mlm.

Reklame



FCK.CO2Gesetz

**CO2-GESETZ:
IMMOBILIEN-HAIE
PROFITIEREN -
MIETER*INNEN
ZAHLEN DIE ZECHE!**

**Immobilien-Haie
bekommen durch das
CO2-Gesetz massenhaft Subventionen.
Die Gelder fließen in Luxus-Renovationen.
Und die Mieter*innen bekommen die
Zwangskündigungen! Pure Verarschung!**

**Am 13. Juni:
NEIN zum CO2-Gesetz
ohne Mieter*innenschutz!**

**ZWANGS-
KÜNDIGUNGEN
NEIN FCK
OFF CO2-GESETZ**

Wärmeinseln abkühlen

In Schweizer Städten wird es immer wärmer. Zwei national lancierte Initiativen möchten auf lokaler Ebene zu einem besseren Stadtklima beitragen.

Roxane Steiger

Letzte Woche wurden zwei Stadtklima-Initiativen in Zürich lanciert (P.S. berichtete am 30.04.21). Sie sind Teil eines schweizweiten Projekts, das ebenfalls in den Städten Basel, Bern, Genf, St. Gallen und Winterthur gestartet wird. Der Grund: Schweizer Städte und Agglomerationen leiden angesichts steigender Temperaturen aufgrund des Klimawandels unter zunehmender Hitzebelastung. Dies bestätigt das Bundesamt für Umwelt (BAFU) im Rahmen eines Pilotprogramms «Anpassung an den Klimawandel». «Städte sind Wärmeinseln», lautet die Beschreibung des BAFU. Das liege an der schwachen Durchlüftung, fehlender Beschattung und der Abwärme von Industrie, Gebäuden und Verkehr. Das Pilotprogramm zeigt auf, dass es Massnahmen für den Umgang mit diesen Hitzewellen braucht, da sie die Lebensqualität sowie die Gesundheit der Bevölkerung beeinträchtigen. Dazu gehören Grünflächen, die eine kühlende Wirkung haben sowie Bäume, die Hitze und Trockenheit vertragen.

Strassenraum umwandeln

Mit den Stadtklima-Initiativen soll der zunehmenden Hitzebelastung im Bereich Mobilität und Begrünung entgegengewirkt werden. «Mit unserer Initiative fordern wir die Umsetzung konkreter Massnahmen im Klimaschutz», schreiben die InitiantInnen auf ihrer Webseite. «Der Verkehr ist mit einem guten Drittel ein Hauptverursacher der klimaschädlichen Treibhausgase. Mit unserer Initiative geben wir Gegensteuer und machen die Bahn frei für einen klimafreundlichen Verkehr.» Unter dem Motto «Bäume statt Asphalt» soll ein Teil des Strassenraums in Grünraum umgewandelt werden. Ein

anderer Teil soll Platz für klimafreundliche Mobilität schaffen.

Dazu wurden in verschiedenen Städten zwei Initiativen lanciert. Die «Zukunfts-Initiative» will die Strassenfläche zu Fläche für Fuss- und Veloverkehr sowie öV-Fläche umwandeln. Mit der «Gute-Luft-Initiative» soll die Strassenfläche zu Grünfläche mit vielen Bäumen umgewandelt werden. Mit beiden Initiativen soll während zehn Jahren jährlich ein Prozent der Strassenfläche der jeweiligen Stadt, also 0,5 Prozent pro Initiative, umgewandelt werden. Bis 2031 sollen also 10 Prozent der gesamten Strassenraums der einzelnen Städte umgewandelt werden.

Auch das Konzept der Schwammstadt, das die Stadt Zürich seit letztem Jahr in Pilotprojekten testet, soll gefördert werden. Dabei wird Regenwasser lokal gespeichert und wie in einem Schwamm zurückgehalten, anstatt es zu kanalisieren und abzuleiten. Dies schützt zum einen vor Überflutungen, leistet aber mit der Verdunstung über das Stadtgrün einen Beitrag zur Minderung der Klimaerhitzung und zur Verbesserung für die Lebensbedingungen der Strassenbäume.

«Bei den Stadtklima-Initiativen handelt es sich um eine nationale Kampagne mit lokalem Schwerpunkt», informiert umverkehR. Mit der Lancierung der Initiativen ist die Unterschriftensammlung in Winterthur, Genf, Basel und Zürich im Gange. In St. Gallen konnten die Initiativen mit den notwendigen Unterschriften bereits eingereicht werden. In Bern wurde die Lancierung der Initiativen pandemiebedingt um ein Jahr verschoben. Die beiden Initiativen werden vor Ort von lokalen Organisationen und Vereinen, wie Greenpeace oder Pro Velo, oder politischen Parteien, darunter mehrheitlich die SP und die Grünen, unterstützt.

Wo Wädenswil wild wird

Im Stadtzentrum von Wädenswil spriessen jetzt gegen 400 Wildblumen. Sie sollen nicht nur Wildbienen anlocken. Sondern auch Passanten, die man für die Biodiversität im Siedlungsraum sensibilisieren möchte.



Freiwillige sorgten für Biodiversität vor der Bibliothek. PD

Arthur Schäppi

Bislang war es nur eine unscheinbare Asphaltödnis an der stark befahrenen Schönenbergstrasse zwischen der reformierten Kirche und dem Volkshaus von Wädenswil. Jetzt aber ist aus dem unansehnlichen und für die Natur wertlosen, da versiegelten Vorplatz der Stadtbibliothek eine kleine grüne Oase geworden. Mit fast 400 Wildstauden – darunter etwa Wiesensalbei, Klatschmohn, Malven, Flockenblumen, Nachtkerzen und Karden. Möglich gemacht haben das kleine innerstädtische Naturwunder ein paar angehende Umweltingenieure der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) Wädenswil sowie Mitglieder des Vereins Transition Town, der künftig auch für den Unterhalt zuständig ist. Gemeinsam mit weiteren Freiwilligen haben sie letzthin ein Dutzend Palett-Holzrahmen aufgestellt und diese mit vier Kubikmeter Erde, Komposterde und Rindenschnitzel gefüllt. Und darin dann die Wildpflanzen gesetzt. Die Stadt stellte den Boden zur Verfügung und leistete finanzielle Starthilfe. Und die ästhetische Aufwertung ist zweifelsohne gelungen. Doch den Ini-

tianten geht es noch um mehr: «Wir wollten bewusst mitten in der Stadt ein Stück Biodiversität schaffen, um der Bevölkerung aufzuzeigen, wie wichtig es ist, dass die Natur gerade auch hier ihren Platz haben muss», sagt ZHAW-Absolvent Kevin Hess. Er hat zusammen mit seinen Studienkollegen Mathias Wenger und Richard Roy das Umsetzungskonzept entwickelt. Die Aktion mache auch deutlich, dass man schon mit wenig Aufwand viel für die Biodiversität tun könne, sagt Hess. «Die Wildblumen sollen Wildbienen und andere Fluginsekten anziehen, welche ihrerseits etwa der auf der roten Liste der potenziell gefährdeten Vogelarten aufgeführten Mehlschwalbe als Nahrung dienen», ergänzt Wenger. Für solche Zusammenhänge rund ums Thema Biodiversität sollen später Infotafeln sensibilisieren. Im Sommer werden noch Sitzgelegenheiten zum Verweilen hinzukommen – und allenfalls ein Sandplatz, wo Wildbienen nisten können. Und wird die benachbarte Bushaltestelle, wie vom Kanton geplant, in ein bis zwei Jahren umgebaut, kann die Platz-Renaturierung dann dank den versetzbaren Pflanzenkisten nötigenfalls angepasst werden.

Fördern ist schwer



Als ich mich vor der Abstimmung über die Sozialdetektive in einem Artikel im P.S. sehr dezidiert für dieses Mittel der Repression einsetzte, «belohnte» mich unser Karikaturist mit einer Zeichnung, die mich

als Schreibtischtäter entlarvte. Mich störte dies keineswegs: Ich fand die Sozialdetektive nötig und ich schrieb das ohne soziales Geschwurbel. Ich bin erleichtert, dass das Ja an der Urne deutlich ausfiel, aber die Probleme jener, die von der Sozialhilfe leben müssen, sind damit keineswegs gelöst, und über diese möchte ich hier schreiben.

Der Sozialhilfe hat schon lange eine Doppelrolle. Sie soll einerseits kurzfristig in der Not helfen (ihre offiziell zentrale Rolle) und andererseits für alle sorgen, die von niemandem mehr etwas erhalten: Sei es, dass sie ausgesteuert sind, dass ihr IV-Gesuch abgelehnt wurde, sei es, dass niemand ihnen eine Lehrstelle bietet oder sie dafür erst fit gemacht werden müssen. Und sei es, dass sie sich als Flüchtling schwer tun in der Schweiz. Da hier auch noch die Asylorganisationen und das Migrationsamt mitreden, lasse ich dieses Thema hier aussen vor.

Die Gewichte verschoben sich in den letzten 20 Jahren zur Langzeithilfe. Dazu gewann die Idee eines Grundeinkommens an Bedeutung. Die IV lehnt deutlich mehr Gesuche ab, ohne dass dadurch die Betroffenen arbeitsfähiger werden, man wird auch schneller (derzeit dank Corona und Kurzarbeit zum Glück nicht) ausgesteuert und das Stellenangebot für einfache Tätigkeiten nimmt ab. In der Stadt Zürich werden nur noch ein Drittel der Neuanmeldungen als für den Arbeitsmarkt tauglich eingestuft. Wobei man dabei aufpassen muss: Rund die Hälfte der Neuanmeldungen findet innerhalb eines Jahres den Ausstieg aus der Sozialhilfe.

Die Sozialhilfe ist also längst nicht für alle eine Sackgasse. Die Frage lautet: Könnte sie diese Aufgabe besser erfüllen? Die Sozialhilfe hat aus meiner Sicht zwei zentrale Schwachpunkte. Sie ist finanziell zu tief und sie setzt oft zu spät an. Das erste ist sehr einsichtig, wenn man sich die Mühe nimmt, sich vorzustellen,

wie man selber mit diesen Beträgen leben würde. Wer allein lebt, erhält 1000 Franken plus die Wohnung und die Krankenkassenversicherung. Mit 30 Franken pro Tag muss man alles finanzieren. Das reicht zum Überleben, zum Leben auf die Dauer nur für Lebenskünstler. Auch wenn man berücksichtigt, dass man als Sozialhilfebezüger nicht betrieben werden kann, keine Steuern bezahlt und in Caritasläden günstig einkaufen kann. Als Familie oder mit Kindern ist es ganz leicht besser.

Sozialhilfe erhält nur, wer nachweisen kann, dass er kein Geld mehr besitzt – ausgenommen ist ein Vermögen von 4000 Franken für Alleinstehende oder 10 000 Franken für Verheiratete. Unter Vermögen fällt aber auch ein noch ausstehender Lohn, eine positive Heizkostenabrechnung, ein noch gutes Auto. Immerhin TV und Möbel gehören nicht dazu. Gravierender ist, dass man faktisch ausschliesslich vom Sozialhilfegeld leben muss. Mit Arbeit stehen einem zwar 400 Franken mehr zur Verfügung, was darüber hinaus verdient wird, wird von der Sozialhilfe abgezogen. Ebenso alle grösseren Zuwendungen, die man von Verwandten oder FreundInnen erhält. «Grösser» beginnt in der Grössenordnung von 100 Franken. Das «Fördern» von eigenen Anstrengungen ist finanziell klein. Es besteht vor allem darin, dass man die Fähigkeiten der SozialarbeiterInnen und der Institutionen nutzen, dass man eine Möglichkeit zur Ausbildung erhalten kann. Letzteres gewann zum Glück in den letzten Jahren an Gewicht: Es kann sich meist auch ausbilden, wer schon eine abgeschlossene Ausbildung aufweisen kann, aber im Beruf nicht zurecht kam.

Vielen wäre mit einem gesicherten Grundeinkommen gedient. Das Überleben bliebe gesichert, eigener Mehrverdienst könnte die Situation deutlich verbessern. Die Sozialhilfe ermöglicht etwa vor allem Älteren (so ab 50 Jahren), die Selbstständigkeit zu erhalten. Dem Taxifahrer, der Coiffeuse bliebe mehr im eigenen Sack bei einem Grundeinkommen, wenn sein/ihr Geschäft besser läuft. Sie müssten dann etwas mehr Steuern bezahlen.

Bevor man Sozialhilfe erhält, muss man beweisen, dass man im Prinzip nichts mehr hat. Würde man vorher Unterstützung erhalten, wären die Chancen auf eine Wiedereingliederung sicher grösser. Heute

geht der Fallschirm Sozialhilfe erst auf, wenn man einkommensmässig zu den untersten zehn Prozent der Bevölkerung gehört. Das erschwert das «Fördern» auch.

Für alle jene, die länger in der Sozialhilfe bleiben, wäre ein Grundeinkommen anstelle einer Rente im Prinzip die richtige Lösung. Wenn ich von den ganz schwierigen Fällen absehe: Also Jugendlichen, die eine intensive Betreuung benötigen, um sie von der Strasse in ein selbstbestimmtes, nichtkriminelles Leben zu führen. Der Zugang zu den sozialen Institutionen (von der SVP gerne und in Einzelfällen auch berechtigt als Sozialindustrie bezeichnet) muss gesellschaftlich geregelt werden, da er sehr teuer werden kann.

Das Problem am Grundeinkommen ist die Höhe. Während der Volksabstimmung sprach man von gut 2000 Franken (beim Grundeinkommen gehört die Miete dazu), das ist der Ansatz der Sozialhilfe und der ist auf die Dauer ganz einfach zu tief. Zumal das Leben mit Sozialhilfe wenig Spielraum lässt. Man muss dort leben, wo man die Sozialhilfe bezieht und kann nicht wie bei einer Rente in günstige Gegenden ausweichen. Ein Grundeinkommen, das auch jenen nützt, die kaum Zusatzgeld erwerben können und keine Rente beziehen, müsste sich zumindest auf der Höhe der Zusatzrenten bewegen, also rund 1000 Franken pro Monat mehr. Logisch wäre eigentlich die Höhe des Mindestlohnes, also gut 4000 Franken in Zürich.

Ob Sozialhilfe oder Grundeinkommen spielt für mich keine zentrale Rolle, obwohl ich die Vorteile des Grundeinkommens je länger je mehr sehe. Wobei es dann wohl eine grössere Kontrolle bei den Steuern erforderte. Aber: An einer Besserstellung der finanziell Schwächsten führt kein Weg vorbei. Sie benötigen auch nicht in erster Linie mehr Betreuung und auch kein anderes Wort für die Hilfe, sondern ganz einfach mehr Geld. Zumindest, wenn man den Anspruch auf ein Leben in der Gesellschaft für alle stellt. Und eine Abschlussbemerkung: Weshalb viele meinen, EU-BürgerInnen würden massenhaft in die Schweizer Sozialhilfe einwandern, ist mir schleierhaft. Sie würden rasch realisieren, dass 2000 Franken pro Monat recht wenig sind, wenn man damit in Zürich und nicht etwa in Spanien leben muss.

Koni Loepfe

Auf Wiedersehen!



Am 11. Mai 2021 werde ich die Präsidentschaft des Gewerkschaftsbundes des Kantons Zürich abgeben. Nach acht Jahren und mit Erreichen des AHV-Alters ist es Zeit, das Amt in jüngere Hände

mit neuen Ideen zu übergeben. Designierter Nachfolger ist Lorenz Keller, Regiopräsident der Unia Zürich-Schaffhausen.

Als ich die Präsidentschaft übernahm, war der GBKZ in den Schlagzeilen. Leider nur in negativen. Gemeinsam gelang es uns, den GBKZ intern zu befrieden und wieder ein aktiver Player in der kantonalen Politik zu werden. Wir konnten Abstimmungen gewinnen und waren fähig, eigenständige Initiativen zu lancieren. Der Höhepunkt war die Verhinderung der Privatisierung des Kantonsspitals Winterthur (KSW). Ein feiner Erfolg war auch die Zustimmung zum Taxigesetz. Ein kleiner Beitrag gegen die Uberisierung der Arbeitsverhältnisse. Dieses Thema wird uns weiterhin beschäftigen. Die Gewerkschaften müssen Antworten auf die neuen und sich rasch entwickelnden Wirtschaftsformen haben. Sonst fällt ein grosser Teil der Arbeitnehmenden zwischen Stuhl und Bänke und arbeitet nur noch zu tiefen Löhnen und schlechteren sozialen Bedingungen.

Mit den Mindestlohninitiativen in den Städten Zürich, Winterthur und Kloten hat der GBKZ das Heft in die Hand genommen und eine Antwort auf die Tieflohnproblematik gegeben. Die gute Aufnahme der Initiativen zeigt, dass wir richtig liegen und einem existenzsichernden Mindestlohn zum Durchbruch verhelfen können. Damit steigt der Druck, tiefe Löhne generell zu erhöhen.

Wir konnten grosse, wirkungsvolle und friedliche 1. Mai-Umzüge veranstalten. Es gelang uns, dass die Medien wieder über die gewerkschaftlichen Themen und nicht nur über Sachbeschädigungen und Krawalle berichteten. Ausserhalb der institutionellen Politik war der Frauenstreik 2019 der Höhepunkt gewerkschaftlicher Mobilisierung. Der GBKZ hat mit finanziellen und logistischen Mitteln zu diesem Grosse Erfolg beigetragen. Dank Frauenstreik sind heute mehr Frauen gewerkschaftlich aktiv, und Gleichstellungsthemen sind ein wichtiger Teil der gewerkschaftlichen Mobilisierung geworden.

Die Arbeit wird dem GBKZ nicht ausgehen. Der Druck, Sonntagsverkäufe zuzulassen, steigt wieder. Bis jetzt konnten die Gewerkschaften in der Frage der Ladenöffnungszeiten in den letzten 25 Jahren nur Abwehrkämpfe führen. Wir werden hier weiterhin Widerstand leisten müssen. Auch Steuern und Finanzen werden uns immer beschäftigen. Der Kanton wird wegen der Kosten der Corona-Hilfen und wegen der sinkenden Steuereinnahmen in ein finanzielles Loch kommen. Mit der soeben

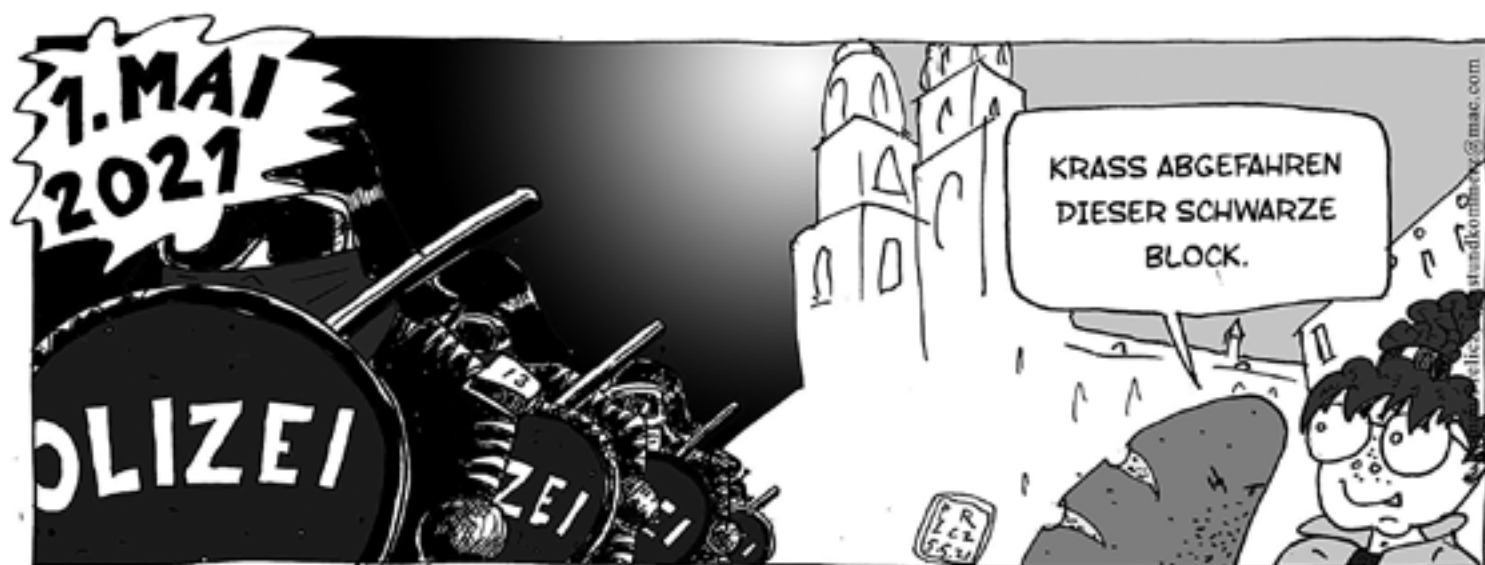
lancierten Volksinitiative «Faire Finanzierung der Corona-Hilfen» wollen wir zeigen, wer für die Kosten der Pandemiebekämpfung zuerst zu zahlen hat. Die grösste Baustelle wird aber die Europapolitik sein. Zürich ist der Wirtschaftsmotor der Schweiz. Europa kann uns nicht gleichgültig sein. Wir sind – obwohl das in vielen Köpfen herumgeistert – keine autonome Insel in Europa. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund hat sich mit seiner Position zum Lohnschutz mutig hinausgelehnt. Wichtig ist aber, dass wir letztlich mit Lohnschutz zu einem Abkommen mit Europa kommen.

In den Gewerkschaften habe ich die unterschiedlichsten Kulturen und Milieus kennengelernt. Vom wertkonservativen Eisenbahner bis zur Bewegungsaktivistin mit LGBTQ-Hintergrund. Die Segmentierung in verschiedene Bubbles kann leicht zu Gruppenegoismus und zum Gegeneinander führen. Die Gewerkschaften müssen ein Ort sein, wo wir die verschiedenen Milieus zusammenführen. Wichtig ist, dass wir gemeinsame Nenner finden, um für Löhne, Renten, Gleichstellung und bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen. Dafür werde ich mich weiter einsetzen. Auf Wiedersehen im gewerkschaftlichen Kampf!

Markus Bischoff (Präsident Gewerkschaftsbund des Kantons Zürich)

Der GBKZ erhält von P.S. jeweils am ersten Freitag des Monats die Gelegenheit, in einer Kolumne gewerkschaftspolitische Themen aufzugreifen. Rückmeldungen erwünscht an info@gbkz.ch

CARTOON BY ROMAN PRELICZ



Warum ein Ja zum CO₂-Gesetz?



Seit dem ersten Klimastreik in Zürich im Dezember 2018 hat sich einiges getan: 2019 wurde der Klimanotstand im Kantonsrat ausgerufen. Im selben Jahr begann die Stadt mit der Ausarbeitung der «Netto Null 2030»-Strategie, und der Bundesrat verkündete das Klimaziel «Netto Null Treibhausgase 2050». Auch das Parlament verschärfte das Anliegen seines Zwischenziels: Bis 2030 soll eine Reduktion des CO₂-Ausstosses von 30 Prozent auf 37,5 Prozent erreicht werden.

2019 hätte also ein vielversprechendes Jahr für das Klima sein können. Leider sah es in Realität etwas anders aus. Ziele sind wichtig, ja. Ohne klare Strategien sind sie allerdings nichts wert und erwecken bloss den Eindruck, dass sich die Schweiz mit drastischen Massnahmen noch Jahrzehnte Zeit lassen könnte. Wollen wir jedoch verhindern, dass die globale Erwärmung über 1,5 Grad steigt, so stehen dem gesamten Planeten noch lediglich 360 Gigatonnen CO₂ zum Ausstoss zur Verfügung. Wenn die globale Industrie weitermacht wie bis anhin – der Ausstoss beträgt satte 40 Gigatonnen jährlich – ist das CO₂-Budget in neun Jahren aufgebraucht. Die Schweizer Politik muss sich für eine vernünftige Klimalösung am Kohlenstoffbudget orientieren und die Schweiz muss als reiches Land realisieren, dass sie eine besondere Verantwortung fürs Klima hat.

Zürich hatte schon früh eine Vorreiterrolle eingenommen, als sie vor 13 Jahren mit über Dreiviertel Ja-Stimmen die «2000 Watt»-Initiative angenommen hat. Seitdem baut die Stadt für Hunderte Millionen Franken das Fernwärmenetz und Windkraftwerke im Ausland aus, fördert den öffentlichen Verkehr, Velos und Fusswege und plant selbst nur noch Minergie-Siedlungen.

Doch ist das alles genug? Heute vor einem Jahr war – dank der Coronakrise – erstmals eine Einhaltung der Klimaziele messbar. Seit März 2021 sind die Emissionen aber leider bereits wieder auf Vor-Corona-Niveau und steigen munter weiter.

Was also tun? Ein aktuelles Mittel, um die Einhaltung der Klimaziele zu ermöglichen, ist das CO₂-Gesetz. Bei der Frage, ob das CO₂-Gesetz eine angemessene Antwort auf die Klimakrise liefert, kommt die Wissenschaft auf eine einfache Antwort: Nein. Was es aber bieten kann, ist ein erster konkreter Schritt in die richtige Richtung.

Es gäbe natürlich genügend Argumente dagegen, aber hier kommen wir zum Dilemma der sogenannten Realpolitik: Die aktuellen Mehrheits- und Machtverhältnisse sorgen für eine riesige Kluft zwischen der wissenschaftlichen Notwendigkeit für ambitionierten Klimaschutz und der politischen Realität. Klar ist: Es bleiben uns nur noch wenige Jahre, um die Art und Weise zu leben und zu produzieren grundsätzlich zu ändern. Nach der Abstimmung zum CO₂-Gesetz müssen wir als Linke in die Offensive!

Kevin Vettiger,
Vorstandsmitglied
JUSO Stadt Zürich

Wir müssen reden



Ein normaler Montagmorgen. Zu diesem Zeitpunkt bin ich vielleicht um die 13 Jahre alt. Ich sitze in meinem Klassenzimmer, und plötzlich habe ich starke Bauchschmerzen. In der Pause renne ich aufs WC. Scheisse. Auf meiner Unterwäsche sehe ich eine braun-rote Spur. Wie eklig. Hoffentlich ist es niemandem aufgefallen. Hoffentlich hat es niemand gemerkt. Hoffentlich, hoffentlich...

Meine zweite Reaktion: Ich schaue um mich herum und suche nach einer Erlösung. In diesem Moment hätte ich gerne einen Schokoladenkuchen, eine Wärmeflasche und ja, jetzt kommt es, einen Binden-Automaten auf dem WC gefunden. An diesem Montagmorgen finde ich, Trommelwirbel!, Toilettenpapier. Das Toilettenpapier rettet mich. Mein Blutfluss ist aber zu stark, es ist nur eine temporäre Lösung. Deswegen laufe ich zurück zum Klassenzimmer, an meinem Schuh klebt ein Toilettenpapierfetzen. Ein paar Mädchen kichern. Mir ist alles so peinlich, dass ich mich nicht traue, die Mädchen in meiner Klasse nach Binden zu fragen.

Ich laufe zum LehrerInnentisch und flüstere der Lehrerin zu, dass ich starke Bauchschmerzen habe und nach Hause muss. Die Lehrerin schaut mich an und sagt mir, dass ich gar nicht krank aussehe. Ich nehme meinen ganzen Mut in die Hände und erzähle ihr, dass ich

zum ersten Mal meine Periode bekommen habe. Sie schaut mich mit grossen Augen an. Sie scheint mir peinlich berührt. Zeigt einfach auf die Tür. Jetzt kommt der Moment, an dem ich zum ersten Mal meine eigene Packung Binden im Supermarkt kaufen kann. Für einen stolzen Preis von, Trommelwirbel!, 3.95 Franken.

Kann ich auf diesen Luxus verzichten? Nein. Jeden Monat bekomme ich meine Periode. Jeden Monat müssen ich und alle menstruierenden Menschen auf dieser Welt uns aufs Neue Binden und Tampons kaufen. (Es gibt auch eine umweltfreundlichere und sehr bequeme Alternative. Der Menstruationscup. Try it!) Wieso Luxus, fragt ihr euch? Binden und Tampons werden mit einem vollen Mehrwertsteuersatz von 7,7 Prozent besteuert. Auf der anderen Seite gibt es die Güter des «täglichen Bedarfs», wie zum Beispiel Viagra und Kaviar, die mit einem Mehrwertsteuersatz von 2,5 Prozent besteuert werden. Ist das absurd und ungerecht?

Bei Menstruationsartikeln handelt es sich um einen Grundbedarf. Punkt. Sie müssen überall in öffentlichen Einrichtungen wie Toilettenpapier kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Hier ein kleines Gedankenexperiment. Stellt euch vor, ihr müsstet auf jedes WC eure eigene Seife und euer eigenes Toilettenpapier mitnehmen. Es ist weder gleichberechtigt noch fair, wenn menstruierende Personen für ihre natürliche Körperfunktion finanziell und gesellschaftlich bestraft werden. Das Thema Menstruation muss endlich enttabuisiert werden.

Josephine Decking,
Co-Präsidentin
Junge Grüne Zürich

«Liebe AL, wir müssen handeln!»

«Liebe SP, wir müssen reden», schrieb AL-Gemeinderat Walter Angst im P.S. vom 16. April zur grossen Richtplan-Debatte. Weshalb er findet, die SP habe die Chance verpasst, etwas gegen die laufenden Verdrängungsprozesse zu tun, und was SP-Gemeinderat Marco Denoth von diesem Vorwurf hält, erklären die beiden im Streitgespräch mit Nicole Soland.

Walter Angst, im P.S. vom 16. April schrieben Sie, anders als Wien oder München verfüge die Stadt Zürich «nicht über griffige raumplanerische Instrumente, um die bauliche Erneuerung zu steuern». Sie schrieben aber auch, die frühere Hochbauvorsteherin Ursula Koch habe vorgemacht, dass die Kommune bei grossflächigen Auf- und Umzonungen auch auf privaten Flächen «gestalten» könne: Was gilt denn nun?

Walter Angst: Beides. Ursula Koch konnte Industrieareale umzonen. Sie hat gezeigt, dass man mit Sondernutzungsplanungen gestalten kann: zum Beispiel Pärke bauen auf Land, das Privaten gehört hat. Heute ist die Arealüberbauung das Mantra. Man gibt den Grundeigentümern Ausnützungsboni, bewilligt Monokulturen mit superteuren Wohnungen und muss die Infrastruktur für die neuen StadtbewohnerInnen auf dem knappen Land der Stadt oder der Baugenossenschaften errichten. So geht Stadtplanung nicht auf.

Und die SP sagt dazu, Zitat aus Walter Angsts Text: «Ihr habt zwar Recht, aber...»?

Marco Denoth: Der grosse Vorwurf an uns lautet, wir hätten beim Richtplan eine Chance verpasst. Doch die Instrumente, die du, Wädi, ansprichst, sind eben gerade keine Richtplan-Instrumente, und ihr wolltet auch keine, sondern ihr habt Begleitmotionen geschrieben. Was ihr macht, ist Schattenboxen: Eine Gestaltungsplanpflicht zu erlassen, ist uns aufgrund übergeordneter Gesetze nicht möglich. Dafür bräuchte es eine Grundlage, und wie sich eine solche schaffen liesse, dazu habt ihr in der Richtplan-Diskussion auch keine Idee gehabt.

Geht es nicht, oder will man nicht?

M.D.: Nehmen wir das Beispiel Brunau, wo der Gemeinderat mit einer Motion eine Gestaltungsplanpflicht gefordert hat. Das liegt nun in Form einer Revision der Bau- und Zonenordnung (BZO) vor, die Hochbauvorsteher André Odermatt erarbeitet hat und die in der öffentlichen Auflage ist. Im Begleitbericht wird dazu Punkt für Punkt festgehalten, weshalb die Gestaltungsplanpflicht in der Brunau nicht möglich ist. Die Mehrheit im Gemeinderat wird der Vorlage dennoch zustimmen. Der Fall wird damit wohl bis vor Bundesgericht gehen, wie seinerzeit die SBB-Überbauung Tiefenbrunnen.

Und was ist mit dem Arealbonus?

M.D.: Davon profitieren erstens auch viele Genossenschaften, und zweitens kann die Stadt beim Arealbonus als Gegenleistung viel

einfordern, wie gute Architektur, Quartiererschliessung, Freiraumgestaltung und vieles mehr. Die Stadt macht das auch, neuerdings sogar in Form von gemeinnützigem Wohnungsbau. Und das ist der grosse Unterschied zwischen der Politik der SP und jener der AL: Wir sagen, wenn wir so fünf gemeinnützige Wohnungen mehr bekommen, ist das gut, während ihr sagt, wir wollen 20 gemeinnützige Wohnungen mehr – und wenn wir die nicht haben können, wollen wir gar keine.

Sagt die SP...

W.A.: Wenn wir Grundstücke mit neuen Vorschriften belasten, braucht es dafür einen Grund. Preisgünstige Wohnungen kann man nur verlangen, wenn die Ausnützung erhöht wird. Wirkung erzielen wir, wenn im Gegenzug zur Ausnützungserhöhung eine Gestaltungsplanpflicht erlassen wird. Das wollte die AL, die SP nicht.

M.D.: Wenn eine Gestaltungsplanpflicht besteht, haben wir einen grossen Spielraum, das ist richtig. Aber es ist leider nicht möglich, die EigentümerInnen dazu zwingen, auf ihrer Parzelle einen Gestaltungsplan zu machen, eben auch nicht mit deiner «Pflicht».

W.A.: Der Widerstand Privater gegen Gestaltungspläne ist darauf zurückzuführen, dass es in Verwaltung und Gemeinderat eine Tendenz zum Mikromanagement gibt. Wir müssen in der Stadtplanung die zentralen Herausforderungen ins Zentrum rücken.

Die da wären?

W.A.: Die Schaffung von Grün- und Freiräumen, die Reduktion der CO₂-Verschleudung – Stichwort Ersatzneubau – und der Bau sowie der Erhalt von zahlbarem Wohnraum. Mit dem Instrument der Arealüberbauungen kommen wir keinem dieser Ziele näher. AL und Grüne verlangen seit langem, Abschied von diesem Instrument zu nehmen. Nachhaltige Verdichtung gibt es aus unserer Sicht über demokratisch abgestützte Sondernutzungsplanungen. Die SP wehrt sich dagegen und lässt damit zu, dass Bauherren mit dem Baukollegium Geheimverhandlungen führen und MieterInnen und Nachbarschaften mit Bauvorhaben überfallen, die politisch völlig quer in der Landschaft stehen.

M.D.: ...immerhin müssen sie dafür energetische Anforderungen erfüllen...

W.A.: ...Entschuldigung, die energetischen Anforderungen des Kantons müssen alle erfüllen. Den im Rahmen von Arealüberbauungen angebotenen Zusatzbonus für die Übertreffung der kantonalen Vorgaben nehmen nur noch ganz Wenige in Anspruch. Die zentrale Frage lautet doch, ob wir den grossen Grundeigentümern – die auch grosse Steuerzahler sind – klare Vorgaben machen wollen. Stadtrat und SP haben Angst, mit klaren Ansagen die Verdichtungs- und Klimaziele zu verfehlen. Ihr behauptet, dass Investoren nicht

mitmachen, wenn man von ihnen statt Arealüberbauungen offene Planungsprozesse einfordert, in denen die Bevölkerung mitreden kann. Dafür gibt es aber keinerlei Anzeichen.

Woher wissen Sie das?

W.A.: Die Bauwirtschaft und die institutionellen Bauträger sind bereit, veränderte Rahmenbedingungen ernst zu nehmen und umzusetzen, weil Zürich ein sehr attraktives Pflaster ist und bleibt. Wenn für ein nur dreistöckig bebaubares Grundstück am Stadtrand in Leimbach mehr als 8000 Franken pro Quadratmeter bezahlt werden, sind die Renditerwartungen so hoch, dass ein Drittel preisgünstige Wohnungen locker eingepreist werden können. Wir müssen den Grundeigentümern neue Leitplanken geben, wie die Stadt weiterentwickelt und energetisch saniert werden muss, ohne dass bis 2040 – dem Netto-Null-Zieljahr – 40000 Wohnungen gekündigt und jedes Jahr Tausende von Menschen aus der Stadt verdrängt werden.

M.D.: Da sind wir gleicher Meinung, doch dein Vorwurf im P.S. lautete ja, dass wir beim Richtplan eine Chance vertan hätten, und gleichzeitig wirfst du uns vor, wir würden an euren Projekten nicht mitarbeiten. Da muss ich vehement widersprechen. Erstens habe ich persönlich einen griffigen Antrag in den Richtplan geschrieben, der festhält, dass Verdichtung nur ohne Verdrängung passieren darf, und zweitens haben wir mit dem Richtplan noch keine einzige Parzelle in Zürich verdichtet.

Der Richtplan ist also gar nicht der Stein des Anstosses?

M.D.: Jede Verdichtung, ob sie nun in Form einer Sondernutzungsplanung, einer BZO-Revision oder eines Gestaltungsplans

«Wir sagen, wenn wir so fünf gemeinnützige Wohnungen mehr bekommen, ist das gut, während ihr sagt, wir wollen 20 mehr – und wenn wir die nicht haben können, wollen wir gar keine.»

Marco Denoth, SP

erfolgt, muss noch einmal in den Gemeinderat. Ihr redet immer von privaten Gestaltungsplänen. Dort heisst das Problem der HauseigentümerInnen aber nicht Gemeinderat, sondern damit müssen sie durch die halbe Verwaltung ziehen – und der Gemeinderat kann am Schluss nur noch Ja oder Nein sagen. Wir können nichts mehr schräubeln, nichts mehr beeinflussen. Auch deshalb ist für mich die Gestaltungsplanpflicht problematisch.

W.A.: Es geht um die Frage, wie man die Gestaltungsplanpflicht umsetzt und wie man die Rahmenbedingungen setzt.

M.D.: Und wie willst du das machen?

W.A.: Es ist der Job der StadtplanerInnen zu schauen, wo es sinnvoll ist, grössere Entwicklungen für ein ganzes Quartier anzustossen. Es gibt Beispiele zuhauf, wo man es verpasst hat, eine gemeinsame Entwicklung anzupacken, obwohl es möglich gewesen wäre. Man steckt den Kopf in den Sand und behauptet, die bauliche Entwicklung führe gar nicht zu grossflächiger Verdrängung. Die heutigen BewohnerInnen, die die Kündigung erhalten, kämen schon irgendwo unter, und sei es in Rümlang oder im Aargau...

M.D.: Das ist uns auch nicht egal!

W.A.: Ohne griffige Instrumente und neue Strategien werden wir weder die sozialräumlichen noch die Klima-Ziele erreichen. Als AL und Grüne im Rahmen der Verhandlungen über die BZO 16 den Antrag gestellt haben, den Arealbonus abzuschaffen, hast du den Gegenantrag gestellt, im Rahmen von Arealüberbauungen künftig den Bau eines Mindestanteils an gemeinnützigen Wohnungen zu verlangen. Herausgekommen ist eine Ende März öffentlich aufgelegte BZO-Änderung, dank der in einer Arealüberbauung mit 300 Wohnungen ganze 15 preisgünstige Wohnungen erstellt werden könnten.

M.D. Diese Rechnung möchte ich als Architekt zuerst einmal noch überprüfen! Aber du sprichst zum wiederholten Mal von griffigen Instrumenten, aber die einzige Idee, die ihr bisher hattet, ist die Abschaffung des Arealbonus', und damit bin ich nicht einverstanden. Ihr macht uns den Vorwurf, wir klemmen, und fordert, «wir müssen reden». Das machen wir nun, aber ich finde, liebe AL, wir müssen handeln: Ihr habt noch kein Beispiel eines griffigen Instruments gebracht, mit dem man in dieser Stadt etwas erreichen könnte. Ich habe bereits im November vor zwei Jahren in einem Interview in der NZZ ein griffiges Instrument in die Diskussion eingebracht, nämlich den Milieuschutz, den man über kleinere Gebiete oder bei Bedarf auch über ein ganzes Quartier legen könnte.

W.A.: Den Arealbonus könnten wir morgen abschaffen, wenn ihr mitstimmen würdet. Das ist unbestritten.

M.D.: Aber es bringt nichts.

W.A.: Das ist die Frage. Ohne Bonus reduziert sich die Ausnutzung der Grossgrundbesitzer erheblich...

M.D.: ... aber dann wird in der Regelbauweise gemäss BZO maximal ausgenützt zugebaut, ohne dass weder wir noch der Stadtrat etwas zu sagen hätten. Wir haben noch so viele Reserven, dann würden die einfach hemmungslos konsumiert.

W.A.: Du kennst unseren Vorschlag. In den Gebieten, in denen es gemäss Richtplan eine Verdichtung geben

soll, müssen Sondernutzungsplanungen angestossen werden. In diesen Planungen sollen Alternativen zum Ersatzneubau ausgelootet, ein breites Angebot an Wohnungen für unterschiedliche Bedürfnisse – auch solche für Working Poor – erhalten und erstellt werden, das Bleiberecht von MieterInnen verhandelt und Autos aus den Quartieren herausgeholt werden. In den Richtplan schreiben, Verdichtung müsse sozialverträglich erfolgen, ist aus unserer Sicht einfach nicht genug.

M.D.: Das ist eine Ausformulierung meines Milieuschutzes. Aber der Richtplan ist nun mal nicht grundeigentümergebunden!

W.A.: Das ist richtig. Wir haben in aller Bescheidenheit versucht, mit unseren Motionen Grundlagen für die Verdichtung aufzugleisen, die nachhaltig sein könnten. Wir gehen nicht davon aus, dass 2040 die grosse Mehrheit der Zürcherinnen und Zürcher in gemeinnützigen Wohnungen leben. Wir sind deshalb überzeugt, dass auch private GrundeigentümerInnen in ein Bündnis für eine soziale und klimafreundliche Stadtentwicklung einbezogen werden müssen.

M.D.: Ich finde es einfach schade, dass ihr die Motionen nicht mindestens als Postulate überweisen wolltet – mit unserer Unterstützung. Wieder mal: Lieber nichts als einen Lösungsansatz. Mit dem Arealbonus können wir gewisse Forderungen verbinden. Im übrigen gehe ich mit dir einig, dass die Stadt bei allem, was mit der sozialräumlichen Verteilung zu tun hat, nur sehr weiche Forderungen stellt. Sie schaut ein bisschen hin, analysiert ein bisschen...

W.A.: ... und stellt fest, dass alles nicht so schlimm komme...

M.D.: ... genau, und das Schlimmste dabei ist, dass es in allen Berichten, die aus der Stadtverwaltung kommen, heisst, man habe weder ein Problem mit Zweitwohnungen noch mit der Verdrängung. Das ist ein Hohn.

Was wäre denn konkret besser ohne Arealbonus?

W.A.: Gäbe es den Arealbonus nicht, hätten die EigentümerInnen einen stärkeren



Marco Denoth (SP, links) und Walter Angst (AL). Nicole Soland

Anreiz, mit der Stadt die Rahmenbedingungen der baulichen Verdichtung auszuhandeln. Wer Mehrausnützung will, braucht einen Gestaltungsplan. Wäre dieser Weg im Brunau-park beschränkt worden, hätten sich MieterInnen und Nachbarschaft schon 2015 einbringen und die Frage stellen können, wie in einer erst rund 30 Jahre alten Bausubstanz Verdichtung umgesetzt werden soll. Man könnte auch schauen, was mit Arealüberbauung passiert, wenn die Behörden öffentlich über den Start einer solchen Planung informieren müssten...

M.D.: ... das wäre doch mal einen Vorstoss wert.

W.A.: Ok, machen wir (lacht).

Und was spricht gegen die Abschaffung des Arealbonus'?

M.D.: Würde er abgeschafft, würden viele Genossenschaften in einen baurechtswidrigen Zustand versetzt, weil sie dann mehr als die zulässige Nutzung auf ihren Parzellen hätten. Bei Neubauten könnten sie circa 20 Prozent weniger Wohnungen bauen. Ansonsten würde die Abschaffung vor allem, wie bereits erwähnt, dazu führen, dass die Reserven konsumiert würden, ohne dass die Stadt etwas dazu zu sagen hätte.

W.A.: Wer mehr Wohnungen erstellen und höher bauen will, kann einen Gestaltungsplan eingeben. Genossenschaften werden schon heute mit zahlreichen Forderungen der Stadt eingedeckt. Der Gestaltungsplan könnte auch ein Befreiungsschlag sein.

M.D.: Sicher, aber da reden wir eben nicht von einer Pflicht, sondern davon, dass die Stadt auf die EigentümerInnen zugeht und ihnen beispielsweise 30 Prozent mehr Ausnützung anbietet – wenn sie im Gegenzug einen grossen Anteil gemeinnütziger Wohnungen bauen.

W.A.: Dann müsste die Stadt mal damit anfangen! Doch darauf ist das Amt nicht ausgerichtet.

M.D.: Dann müsste man vielleicht dort mal etwas ändern.

«Wir sind überzeugt, dass auch private GrundeigentümerInnen in ein Bündnis für eine soziale und klimafreundliche Stadtentwicklung einbezogen werden müssen.»

Walter Angst, AL

Fliessend und störrisch

Mausbeinalleine zwei Stockwerke über dem Parkett im Ersten Rang sitzend, erfährt die Freude um die wiedererlangte Möglichkeit, Tanz live und physisch mitzuerleben, auch eine leicht befremdliche Komponente.



Gregory Batardon

Thierry Frochoux

Die Kombination zweier Werke zu einem Ballettabend ergibt im Idealfall immer einen Bogen, der über die einzelne Choreographie hinaus eine Wirkung erzeugt. Im Falle der Paarung von «Chamber Minds» von Edward Clug und «Walking Mad» von Johan Inger sind es Gegensätze: Rund, fließend, harmonisch, einander zugewandt versus ausschliessend, abweisend, sperrig und störrisch eigenbrötlerisch bleibend. «Chamber Minds», das vom Zürcher Ballett bereits vor sechs Jahren uraufgeführt worden war, hat nichts von seiner Faszination verloren. Es ist so virtuos klar und unklar vermengend wie ein Gemälde von Giorgio de Chirico: Extrem deutlich in den Konturen, farblich und in den Formen überaus harmonisch und zeitgleich in all den inhaltlichen Ebenen, doch nicht restlos entschlüsselbar. Die Irritation geschieht jedoch nicht via Konfrontation, sondern durch eine Verlockung und Verführung, was die interessierte Hinwendung zur Herzensangelegenheit werden lässt. Im Gegensatz dazu ist das bereits vor zwanzig Jahren uraufgeführte «Walking Mad» – trotz Ravels Lebensfreude und Lüsterheit suggerierendem «Bolero» – eine unentwegte Mühsal, ein Kampf. Eine Mauer dominiert die Bühne. Sie wird mal

von Narren als Errungenschaft im Dienst des eigenen Schutzbedürfnisses gefeiert, um dann von an Michael Endes graue Herren erinnernden Gestalten umgenutzt zu werden und ihre gänzlich konträre Zeitgleichfunktion zu offenbaren: Ausschluss, Begrenzung, Furcht einflössende Bewusstwerdung von Unfreiheit. Klar unterscheidet sich in diesen beiden Tonlagen auch die Art der Bewegung der TänzerInnen: «Chamber Minds» löst Gewissheiten elegant auf. Die klassische Rollenverteilung, woher der Impuls für eine Bewegung als Paar ursprünglich ausgeht, das bleibt unergründlich offen und eröffnet damit Raum für nahezu kindliche Freude an den sich anbietenden Möglichkeiten, Einschränkungen hinter sich zu lassen. «Walking Mad» lässt Einzelmasken gegen Gruppen und die Mauer anstürmen, was knallt und höchst theatrale Momente generiert. Diese zentrale Schwere, die im starken Kontrast zur Musik steht, bleibt auch noch über der Szenerie hängen, wenn es einzelnen der TänzerInnen gelingt, das Hindernis zu überwinden. Die Versuche zur Selbstdurchsetzung wirken nicht nur ermattend, sondern regelrecht aussichtslos. Ein Gefühl des örtlichen Verlorenseins verstärkt diese Beklemmung zusätzlich. Zwei Stücke, zwei Gemütsverfassungen.

«Walking Mad», 2.5., Opernhaus, Zürich.

Don't call us! ...

Innehalten, zurückblicken, vorausschauen und... sich wundern. Ariane Anderegg thematisiert mit ihrem Solo «Age on Stage» die sogenannte Mitte des Lebens – als Frau, als Künstlerin und fragt: Muss das so?



Knut Klassen

Thierry Frochoux

Was meckert die, sie hat ja Arbeit – ist als reaktionärer Konter leider nicht zu hören, wenn Ariane Anderegg ihre Mischung aus Chancenaufzählung, Hürdendurchnummerierung, Trotzdemerfolgen, Kapitalismuskritik und Systemhinterfragung performt. Ihr Thema trägt viele Namen: Gläserne Decke, Beschäftigungsloch, unbesetzbares Alter. Mit Baujahr 1969 steckt sie mittendrin im Malheur und findet in der Alternativkultur dennoch die Möglichkeit, ihr dringliches Anliegen öffentlichkeitswirksam zu äussern. Nur hören es mal wieder nicht die, deren Einfluss eine Veränderung der sogenannten Sachlage annähernd mühelos herbeizuführen vermöchte. Also gibt sie Vollgas und tanzt. Mitten auf der Bühne. Nur der Verfolger leuchtet die Bühnenecke, das Foyer, ja die Decke aus. Bildhafter lässt sich die Problematik nicht umsetzen. Dabei hat alles so gut angefangen: Mehrfachbegabt und -interessiert, glückte es ihr in der Vergangenheit immer wieder, unüberwindbare Hürden mehr oder minder elegant zu umgehen. Vulgo: Sich damit zu arrangieren und sich neu zu erfinden. Bis jetzt ging das gut. Also fast. Oder zumindest nicht ganz so schlecht. Nur ist sie ohne eigenes Zutun in ein Alter gekommen, das

für die Kunststrukturen einem Schwarzen Loch gleichkommt. Keine Lolitarolle, keine gütige Oma, nichts. Dafür Zuschreibungen, die allesamt noch nicht mal sarkastisch verstanden, auf positiv gedreht werden können: Analogtasterin, antigeil, ausgemustert, nachlassende Spannkraft, demographische Bombe... Ihr Einfallsreichtum an Ansätzen zur Veränderung oder im mindesten zur potenziellen Kenntnisnahme ist fulminant. Sie zieht sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf, ist dezidiert offen für LLL (lebenslanges Lernen), kritisches Selbstreflektieren inklusive dem individuellen Aussehen, der sozialen Herkunft und dem Anerkennen einzelner, vorhandener Grenzen an Talenten. Allein es nützt alles nix. Also muss es raus. Der Frust, die Fragen, die Unlogik, und ja, auch die Selbsterbauung. Denn auf wen anderes ist ja kein Verlass. Wenn sie bald nach Beginn schon sagt: «Mir gefallen Manifeste: Wir wollen kein so, wir wollen so», ist sonnenklar, worauf sie abzielt. Jemand muss es endlich einmal sagen. Im Kreativmetier natürlich möglichst «künstlerisch wertvoll» und trotzdem nachvollziehbar. Darum fragt sie zum Schluss: Wer hat Angst vor Altersarmut? Und hinterlässt ihr Publikum auch ratlos, aber aufgekratzt.

«Age on Stage», 29.4., Fabriktheater, Zürich.

Total bekißte Idee



Wohlgefühl, Euphorie, Kontrollverlust, heulendes Elend – die vier Stadien eines Alkoholrausches dienen Thomas Vinterberg auch als dramaturgische Richtschnur für «Drunk.» Vier befreundete Mittelschullehrer kommen während des Festessens zu einem 40. Geburtstag auf die an sich total bekißte Idee, die These des norwegischen Philosophen Finn Skårderud – der Mensch wäre mit einem halben Promille Blutalkohol zu wenig auf die Welt gekommen, um optimal funktionieren zu können – in einem «wissenschaftlich gestützten» Selbstversuch auszuprobieren. Nach ganz strengen Regeln. Vorerst. Sie trinken nur bis 20 Uhr und nie am Wochenende. Jeder kauft sich ein Alkoholmessgerät und schwört absolutes Stillschweigen. Tommy (Sport/Thomas B. Larsen), Nikolaj (Psychologie/Magnus Millang), Peter (Musik/Lars Rante) und Martin (Geschichte/Mads Mikkelsen) freuen sich schon, ihre sie längst langweilende Lebensroutine mal wieder ein bisschen aufzupeppen. Und siehe da: Der Philosoph hat recht. Zumindest solange, wie sich die Herren an dessen Massangabe halten. Doch der Mensch ist nur bedingt vernunftbegabt und darum kommen die vier auch rasch auf die Idee: Da lässt sich noch viel mehr rausholen. Die nächsten Stufen sind: 1,0 Promille und Volltanks. Eine Überraschung, soviel darf gesagt werden, bleibt weitestgehend aus. Zumindest was den parallelen Ablauf in der Gruppendynamik anbelangt. Ebenso wie die externe Irritation bei Lebenspartnerinnen und der Rektorin, die erstaunlich lange (der Test dauert von Sommerferienende bis zu Weihnachten) gar nichts zum veränderten (Alkohol-)Verhalten der Männer sagen. Sie dann aber vermeintlich überraschend vor ein Ultimatum stellen oder sie gleich schassen. Die interessantere Frage der gegenseitigen Verantwortung für einander, wenn jemand wie Tommy die Kontrolle über seinen Konsum komplett verliert, wird im Film nur sehr beiläufig behandelt. Das finale Wegducken der restlichen drei verstärkt den allgemeinen Eindruck, hier einem zwar toll gespielten und inszenierten, aber eben doch erkennbaren Blaukreuz-Werbespot beizuwohnen. froh.

«Drunk» Kinos Arena, Kosmos, Le Paris, RiffRaff.

Shake hands



Die Spielregeln des süditalienischen Trinkspiels «Padrone e Sotto» zu ergründen, ist Michele Cirigliano im gleichnamigen Film zwar nicht geglückt, dafür hat er auf dem Weg dahin den Zauber eines ländlichen Dorfsammenhalts in den Bergen filmisch einfangen können. Diese Kindheitserinnerung hat sich ihr Geheimnis bewahrt, ohne an Faszination zu verlieren. Mit «Football Inside» versucht er nun gleichermaßen ein weiteres Glücksgefühl aus Kindertagen auf Film zu übertragen: Den Fussball im Club. Etwa den Zusammenhalt, die Lebensschule und die Erstbegegnung mit der Niederlage. Dafür begleitet er vier Equipen dort, wo sie üblicherweise ganz unter sich sind: in der Garderobe. Die Knaben im Nachwuchskader des FC Blue Stars, die Frauen des A-Teams von GC, die erste Mannschaft des SC Kriens in der Challenge League und die Veteranen des FC Wettswil Bonstetten. Obwohl Michele Cirigliano seine Beobachtungen auf vier verschiedene Gruppenzusammensetzungen auffächert, bleibt das Treiben hinter den Kulissen mit Trainerbesprechungen, Aufstellungen, Halbzeiteinschwörungen und finaler Erschöpfung oder Euphorie erstens austauschbar und zweitens tendenziell trivial. Spannung versucht er reinzubekommen, indem er Einzelpersonen – die aber alle namenlos bleiben – etwas zentraler ins Bild rückt und so ergänzende Statements erhält à la: Trainer ist ein einsamer Posten, Frauenfussball ist krass unterfinanziert, das Ego muss und die Alltagsorgen dürfen in der Umkleidekabine zurückbleiben. Die streng eingehaltene Chronologie gewinnt durch ihre Vervielfachung nicht unbedingt an filmischer Dramatik und das Ritual des Abklatschens – zur Begrüssung, vor dem Match, nach der Pause, nach dem Match, zur Verabschiedung – nimmt zuletzt so viel Raum ein, dass die Frage nach einer notwendigen dramaturgischen Hierarchisierung der szenischen Elemente aufkommt. Ein Grundinteresse an Mannschaftssport, expliziter Fussball, ist bestimmt hilfreich, um dieser Feldforschung etwas abzugewinnen – wobei die Mehrheitsverhältnisse bezüglich dieser Begeisterung natürlich klar sind... froh.

«Football Inside» spielt in den Kinos Arena, Houdini.

Projektionsfläche



Entgegen der unverkennbar satirisch überhöhten Instagramfamilie in der «heute-show» des ZDF, die vor lauter Wohlgefühl-Hipsterness-Darstellung überhaupt nicht mehr zum Leben kommt, verfolgt Magnus von Horn mit seinem Spielfilm «Sweat» einen nachfühlbaren Ansatz grösstmöglicher Authentizität. Sylwia Zajac (Magdalena Kolensik) ist eine erfolgreiche Fit-Fluencerin mit 600 000 FollowerInnen. Ihr Neubauapartment im Zentrum Warschaws, ihr Auto «von meinen Freunden von Fiat», die Nahrungsergänzungsmittel und Trainingsoutfits, ja sogar ihre Mahlzeiten werden ihr kostenlos gestellt. Nun ja, kostenlos ist bestimmt der falsche Ausdruck und das ist exakt, worauf «Sweat» hinauswill. Denn ein kürzlich veröffentlichter Post, worin sie unter Tränen gestand, gerne einen Liebespartner an ihrer Seite zu haben, gefällt den Sponsoren überhaupt nicht, und die sind sehr schnell darin, Konsequenzen anzudrohen. Sylwias Plan war, neben der auf Perfektion getrimmten Oberfläche ihrer Onlineerscheinung auch etwas ganz Persönliches von sich preiszugeben und mit ihren FollowerInnen zu teilen. Aber das ist kein ideales Werbeumfeld, ergo unerwünscht. Die schier schon schizophrene Entrücktheit der menschlichen Person und ihres erfolgreichen Abbildes im Internet, auf Magazincovers und in Fernsehshows beginnt längst bereits ihr reales Leben zu vereinnahmen. Ihr Sparringpartner Klaudiusz (Julian Swiezewski) hilft ihr zwar, einen Stalker loszuwerden, missbraucht sie im Anschluss dafür genauso als erotische Projektionsfläche. Beim ersehnten Auftritt in einer TV-Morgenshow wird sie vom Moderationsduo ins Kreuzverhör genommen – wegen ihres Schwächeposts. Sie flieht in die Durchschnittsnormalität zum Geburtstag ihrer Mutter in eine vertraute Runde, wo sie sich Unterstützung und Verständnis erhofft. Doch die Gemeinsamkeiten sind auch hier nur mehr in einer Verwandtschaft, nicht aber im gelebten Leben vorhanden. An der Spitze ist es einsam und brutal blutleer, was die stärkste Frau in ihrem Innersten fertigmachen kann. Dagegen ist das pekuniäre Glück dann doch ein eher magerer Trost. froh.

«Sweat» spielt in den Kinos Arena, Kosmos.

Korrekt gendern



Letzte Woche sorgte das Thema des gendergerechten Sprachgebrauchs mal wieder für ein Aufrührchen; die Gratispresse vermeldete, dass es an der Universität St. Gallen (HSG) bei

Prüfungen Abzug gebe, wenn nicht korrekt gendert werde. Nun, gegen den Punkteabzug ist nichts einzuwenden, schliesslich dürfen wir von Studierenden die Fähigkeit zu einem bewussten Sprachgebrauch und auch das Beherrschen (ups! Fettnapf!) inklusiver Schreibweisen erwarten. Mich interessierte denn auch weniger die Auseinandersetzung über Sinn oder Unsinn des Genderns als die Behauptung eines «korrekten» Genderns. Gibt es denn bereits Regeln dazu? Darf ich heute noch mit Binnen-I schreiben, oder gilt nur noch der Gender*stern oder gar der Gender_gap?

Der Duden jedenfalls, die unangefochtene Instanz korrekten Deutschs, weiss davon (noch) nichts. So suchte ich auf der HSG-Website nach Richtlinien – wenn etwas geprüft wird, sind die Regeln ja gewiss formuliert – und wurde fündig. Der «Leitfaden für eine inklusive Sprache» bietet

einen Überblick zum Thema; Eindeutigkeit oder Verbindlichkeit schliesst er aber explizit aus: «Dieser Leitfaden stellt eine Auswahl von Möglichkeiten zur Verfügung und macht bezüglich der Wahl verschiedener Strategien in der Umsetzung einer inklusiven Sprache keine Vorschriften.» Entwarnung also; «korrekt» meint in diesem Zusammenhang wohl «konsistent und durchgängig»; in der Wahl der Form dürften die Studierenden aber auch an der HSG frei sein.

Wenn Sie sich für das Thema interessieren, lohnt sich ein Blick in diesen Leitfaden; mit einer Web-Suche ist er leicht zu finden. Die Strategien des Genderns werden in zwei Gruppen eingeteilt: Neutralisierung und Sichtbarmachung. Neutralisierung heisst: Wir formulieren so, dass kein Geschlecht genannt wird. Sichtbarmachung dagegen: Wir formulieren so, dass beide oder alle Geschlechter genannt sind.

Während Neutralisierung nur zu umständlichen Texten führt, birgt die Sichtbarmachung den Sprengstoff, der das Thema immer wieder aufkochen lässt. Bis vor einigen Jahren war ich mit der Binnen-I-Schreibung modern und feministisch; doch neuerdings setze ich mich damit dem Verdacht aus, ich wolle die Transmenschen ausschliessen. Technisch gesehen gibt es zwischen LeserInnen,

Leser*innen, Leser_innen und Leser:innen keinen Unterschied, es sind nur andere Zeichen, doch irgendwer hat definiert, dass LeserInnen nur Männer und Frauen einschliesse, Leser*innen aber alle anderen auch. Und damit wird das Gendern politisch, denn es gibt gar keine neutrale Form mehr. Egal ob ich die LeserInnen oder die Leser*innen anspreche, ich füge dem Text eine Meta-Ebene hinzu, die aussagt, wie ich zu Transmenschen stehe.

Ich bin also ein Fan von Neutralisierung. Das Problem der Sprache und ganz besonders der deutschen ist nicht, dass sie zu wenig Geschlechter unterscheidet, sondern dass sie überhaupt Geschlechter unterscheidet.

Dies ist also keineswegs ein Plädoyer gegen das Gendern, im Gegenteil: Die Sprache ist zwar schwierig, hat aber die wunderbare Eigenschaft, dass sie sich stetig wandelt und den Bedürfnissen der Menschen anpasst. Das Bedürfnis nach inklusiver Sprache ist unbestritten, und die Suche nach passenden Formen hat erst begonnen. Je mehr und je kreativer gendert wird, desto eher werden sich in Zukunft Formen herausbilden, die als inklusiv empfunden werden und trotzdem elegant und flüssig zu lesen sind.

Markus Ernst

Anzeige

In grosser Trauer nehmen wir Abschied von unserer Genossin und Mitglied der Sozialbehörde Zürich

URSULA BINGGELI-SCHOMMER

1. September 1955 – 25. April 2021

Ursula Binggeli hat während 10 Jahren die Sozialdemokratische Partei in der Sozialbehörde der Stadt Zürich vertreten, welche sie stark mitgeprägt hat. Zudem engagierte sie sich als Parteimitglied sehr aktiv und war auch mehrere Jahre Co-Präsidentin der Sektion Zürich 11. Wir verlieren ein kompetentes Behördenmitglied und eine sehr beliebte Parteigenossin.

Wir sind Ursula Binggeli für ihr langjähriges und vielfältiges Engagement so dankbar. Sie wird uns fehlen.

Ihrer Familie sprechen wir unser tief empfundenes Beileid aus.

Sozialdemokratische Partei Stadt Zürich
Sozialdemokratische Fraktion des
Gemeinderats Stadt Zürich

